

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark



Schreckensnacht der weißen Nonne

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Schreckensnacht der weißen Nonne

John Sinclair Nr. 788

von Jason Dark

erschienen am 10.08.1993

Titelbild von Janny Wurts

Sinclair Crew

Schreckensnacht der weißen Nonne

»Wir lieben dich, Ehrwürdige Mutter!«, flüsterte die junge Frauenstimme. »Ja, wir lieben dich mehr als unser Leben«, sagte die andere Stimme beschwörend. Im Schein der Kerzen näherten sich die beiden jungen Gesichter dem Kopf der Äbtissin. Weiche Lippen küssten Augenblicke später die Haut.

Eine Haut, die rissig und stinkend war und einer uralten Mumie gehörte…

Reverend Peters fürchtete sich vor dem Unheil, das in der folgenden Nacht oder schon am Abend über ihn hereinbrechen würde. Das war so sicher wie das Amen in der Kirche, die er zu beschützen hatte. Vom Fenster seiner kleinen Wohnung im Nebenhaus konnte er sie sehen. Er war stolz auf den wuchtigen Turm und die alten Mauern, die all die Jahrhunderte über allen Gefahren getrotzt hatten.

Weder die Unbilden der Natur noch harte Glaubenskämpfe hatten ihr etwas anhaben können, und der Pfarrer liebte seine Kirche wie er die eigene Mutter geliebt hatte. Nur war sie vor einigen Jahren verstorben, das Bauwerk aber stand da und trutzte den Gefahren. Bisher hatte es das getan. Ob es auch in Zukunft so sein würde, war fraglich, denn die Anzeichen sahen nicht gut aus.

Der Reverend legte sein Gesicht in Sorgenfalten. Er wollte darüber nachdenken, was er noch besser machen konnte, aber die schlürfenden Geräusche seines Gegenübers ließen es nicht zu. Dort hockte Pinky Eagle und löffelte seinen Eintopf.

»Ist was, Hochwürden?«, fragte er und kaute auf einem Stück Speck, das er dann schluckte.

Peters verzog den Mund. »Wie lange kennen wir uns jetzt, Pinky?«

»Keine Ahnung. Muss eine Ewigkeit her sein.«

»Eine kleine.«

»Sie haben Recht, Hochwürden.« Pinky wollte den Löffel wieder in die Bohnensuppe tunken, als der Pfarrer ihn davor abhielt.

»Was ist denn?«

»Bevor du anfängst zu essen, denke daran, was ich dir schon vor Jahren gesagt habe, als du deine erste Mahlzeit bei mir bekommen hast.«

»Was denn?« Pinky Eagle fuhr durch sein langes, fettiges Haar und grinste. Er wusste genau, was der Pfarrer meinte, aber er wollte es eben von ihm hören.

»Gut, ich wiederhole mich. Ich habe dir gesagt, dass ich es nicht leiden kann, wenn du schmatzt.«

»Ahhh – ja…« Pinky verdrehte die Augen. »Jetzt erinnere ich mich wieder.« Er tippte gegen seine Stirn. »Klar, Hochwürden, Sie hassen das, wenn ich lauter esse.«

»Geistliche hassen nicht«, korrigierte der Pfarrer ihn.

»Auch nicht den Teufel, Hochwürden?«

Peters verengte die Augen. Es gefiel ihm nicht, dass Pinky davon sprach. »Wie kommst du auf den Teufel? Was soll das?«

Der Landstreicher schaufelte schnell einige Löffel Suppe in seinen Mund. Er schmatzte nicht, wischte die Lippen am glänzenden Hemdsärmel ab und meinte: »Die Kirche hasst doch den Teufel. Sie sind ein Vertreter der Kirche, also müssen Sie ihn auch hassen, Hochwürden, ist doch logisch, oder nicht?«

»Vielleicht.«

Pinky aß weiter. Er schaute Peters dabei an, der gar nicht gut aussah. Er hatte sich in Gedanken verloren, die allerdings nur ihn etwas angingen, denn Pinky wollte er damit auf keinen Fall belästigen. In den letzten beiden Wochen war er um Jahre gealtert. Es war nicht gut gewesen, dass Pinky den Teufel erwähnt hatte. Gut, man musste ihn hassen, auch als Geistlicher, aber bisher war der Teufel für Peters etwas Abstraktes gewesen, eine Figur, die er nicht beschreiben konnte. Das allerdings hatte sich nun geändert. Er wusste, dass es nicht nur den Teufel gab und dass dieser als Gehörnter oder wie auch immer auftrat, es war ihm leider bekannt, dass dieser Teufel oder das Böse praktisch aus vielen kleinen Facetten bestand und diese jeweils für sich wahnsinnig gefährlich waren. Der Teufel oder das Böse konnte sich leicht teilen, und jedes Teil brachte das Grauen auf eine unterschiedliche Art und Weise mit.

Als der Löffel über die Glasur des schlichten Tellers kratzte, schrak Peters wieder zusammen. Pinky stöhnte satt und zufrieden auf, bevor er den Teller zur Seite schob. »War super, Reverend«, lobte er, »war ganz fantastisch.«

»Danke.«

Pinky strich über sein Haar. Es zeigte eine braunblonde Farbe und schimmerte so ähnlich wie sein Bart. »Gönnen Sie mir noch die Zeit, um eine Zigarre zu rauchen, Hochwürden?«

»Ja, es darf nur nicht zu lange dauern.«

»Keine Sorge, Sie können dem lieben Gott noch immer eine gute Nacht wünschen.« Pinky grinste und griff in die Tasche seines abgewetzten Jacketts. Er holte dort eine halbe Zigarre hervor und ein altes Sturmfeuerzeug. Es funktionierte noch immer, und Pinky hielt die zuckende Flamme an das eine Ende des Stummels. Er saugte an der Zigarre und ließ den ersten Rauch durch seine Nasenlöcher ausströmen. Dann lehnte er sich zurück und meinte: »Wissen Sie, Hochwürden, ich bin ja nur ein einfacher Mensch, mehr nicht. Ich habe nicht studiert, ich habe keinen festen Wohnsitz, ich treibe mich auf der Straße herum, ich komme mit einigen Einschränkungen in der Welt umher, aber man kann trotzdem sagen, dass ich diese Zeit genutzt habe. Sie hat mich gelehrt, das Leben kennen zu lernen. Das Leben und auch die Menschen, Hochwürden.«

»Sehr schön gesagt.«

Pinkys altersloses Gesicht bekam noch mehr Falten. Seine Augen zeigten einen besorgten Ausdruck. »Und weil ich das Leben und die Menschen kenne, kann ich auch sagen, dass Sie mir in der letzten Zeit überhaupt nicht gefallen.«

Zuerst staunte Peters, dann lachte er, doch es klang nicht echt.

»Wieso gefalle ich Ihnen nicht, Pinky?«

»Sie sind nicht mehr wie früher.«
Peters strich über seinen grauen Pullover. »Keiner ist mehr so wie früher. Wir verändern uns alle, Pinky. Auch du. Nur merken wir es nicht.«
»Eben, Hochwürden. Wir selbst merken es nicht, aber andere merken es, ich, zum Beispiel.«
»Schön, Pinky, du hast also etwas bemerkt. An mir, zum Beispiel.«
»Ja!«
»Kannst du sagen, was es gewesen ist?«
»Sicher.«
»Ich höre.«
Pinky Eagle paffte einige Wolken und schaute ihnen nach, wie sie sich unter der Decke verteilten. »Ich habe gesehen, dass Sie gealtert sind, Hochwürden. Aber gealtert auf eine ungewöhnliche Art und Weise. Sie… Sie … sehen aus, als stünden Sie unter Druck, als hätten Sie sehr große Sorgen.« Eagle verengte seine Augen. »Irgendetwas stimmt nicht mit Ihnen, Hochwürden.«
Der Pfarrer lächelte. Er wollte es vehement abstreiten, konnte es allerdings nicht, denn Pinky Eagle hatte instinktiv erfasst, dass ihn tatsächlich etwas bedrückte, nur konnte er mit diesem Mann nicht darüber reden. Überhaupt durfte er mit keinem anderen Menschen über das Schlimme sprechen, denn was nicht sein sollte, das durfte auch nicht sein. Er wusste von etwas Einmaligem, etwas Furchtbarem, das er lieber für sich behielt.
»Schuss ins Herz, wie?«
Peters lächelte. »Ich weiß nicht, ob das der richtige Kommentar ist, Pinky.« Er wedelte Rauch zur Seite, um Pinkys Gesicht zu sehen, das einen gespannten und wissenden Ausdruck angenommen hatte, wobei die verengten Augen das übrige taten. »Ich gebe dir allerdings Recht, was meine Sorgen angeht, die habe ich.«
Pinky nickte. »Das wusste ich, als ich Sie sah, Hochwürden. Deshalb möchte ich fragen, ob ich Ihnen helfen kann.«
»Du mir?«
»Ja. Wäre toll für mich. Sie haben mir doch auch immer einen Teller Suppe gegeben.«
Peters lächelte. »Pinky, du bist super, du bist wirklich einmalig, aber du wirst mir nicht helfen können.« Er stand auf und holte die Flasche Gin sowie zwei Gläser. Als er einschenkte, sprach er weiter.
»Es ist nicht allein mein Problem, es ist einfach das Problem der Kirchen, die damit zu kämpfen haben.«
Pinky runzelte die Stirn. Er hatte die Worte nicht so recht begriffen. »Wie meinen Sie das denn, Hochwürden?«
»Ganz einfach, Pinky. Kannst du mir denn sagen, wie wir den zahlreichen Kirchenaustritten entgegentreten können?«

»Cheers«, sagte der Landstreicher.
»Damit bestimmt nicht.«
»Das weiß ich.« Pinky stellte sein Glas weg. Es war leer, der Geistliche hatte an dem seinen nur genippt. »Da kann ich Ihnen wirklich keinen Rat geben.«
»Siehst du.«
»Aber ich will einfach nicht glauben, dass es das ist, Hochwürden. Nein, bestimmt nicht. Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, kann es sein, dass Sie gelogen haben?«
Habe ich, dachte der Pfarrer, habe ich, doch er würde es Pinky gegenüber nicht zugeben. »Wie kommst du darauf, dass ich gelogen haben könnte?«
»Ich habe einen Blick für Menschen.«
»Und der sagt dir, dass ich dir nicht die Wahrheit gesagt habe.«
»Richtig.«
Reverend Peters lächelte. »Darf ich fragen, was du vermutest, Pinky?«
»Alles und nichts, Hochwürden.« Pinky drückte den Zigarrenstummel aus und starrte dabei so intensiv in den Aschenbecher, als wäre darin das weitere Schicksal der Welt verborgen. »Ich befürchte, dass sich hier etwas ändern wird, Hochwürden. Da liegt was in der Luft, das man nicht fassen kann.« Er schaute zum Fenster, hinter dem sich das Grau des Januartages ausbreitete. »Das ist ein gewisser Dunst, der nach Gefahr und Bösem riecht.«
»Nein, es ist Nebel.«
»Ach, Hochwürden, hören Sie auf. Sie glauben doch selbst nicht an das, was Sie da gesagt haben.«
»Tut mir Leid, Pinky, ich kann dir wirklich nicht folgen. Nichts hat sich hier verändert.«
»Nicht äußerlich, Reverend. Man muss einfach mal hinter die Fassade schauen, und da gärt es.«
»Das weißt du?«
»Leider ja.« Pinky stand auf. »Wir haben uns gut verstanden, Hochwürden. Ich mache mir Sorgen um Sie. Ich habe hier eine Kälte gespürt, die mit der winterlichen nichts zu tun hat. Sie kennen mich nur als Penner, aber es gab Zeiten, wo ich nicht auf der Straße gelebt habe. Sie liegen noch gar nicht so lange zurück, und da habe ich gelernt, auf gewisse Vorzeichen zu achten. Ich habe mich mal mit Mystik beschäftigt, deshalb können Sie sich auf mich verlassen.« Er zog seinen alten Fischgrätmantel über. »Deshalb rate ich Ihnen, Hochwürden, vorsichtig zu sein. Nehmen Sie nichts auf die leichte Schulter.« Pinky verließ den Raum und betrat den schmalen Flur, wo er seinen alten Rucksack abgestellt hatte, der seine Habseligkeiten enthielt. Er nahm ihn hoch und hängte ihn über seine linke Schulter.

»Nichts für ungut, Hochwürden, vielen Dank für das Essen, und geben Sie auf sich acht.« Er öffnete die Tür und trat hinaus.

Reverend Peters war wie vor den Kopf geschlagen. Er wollte Pinky noch etwas nachrufen, doch der ging mit raschen Schritten den schmalen Weg entlang, um die Straße zu erreichen, die nach einigen Meilen in den nächsten Ort führte.

Peters ging wieder zurück in das Zimmer. Als er sein noch fast gefülltes Glas anhob, zitterte seine Hand.

Pinky Eagle hatte Recht gehabt. Es lag etwas in der Luft. Etwas Böses – und Tödliches…

***

Mehr als eine Stunde später.

Der Himmel hatte sich bezogen, was nicht allein an der Dämmerung lag, sondern auch an den dicken, grauen Regenwolken, die wie eine gewaltige Last wirkten. Zudem war Wind aufgekommen, nicht sehr kalt, aber böig und auch irgendwo feucht. Er wehte gegen die Mauern der Kirche, fing sich an den Ecken und Kanten, wo er dann winselte wie ein Hund, der nach seinem Herrn jammerte.

Reverend Peters war in seine Kirche gegangen. Er hatte eine gewisse Zeit im Gebet verbracht, aber keinen direkten Trost gefunden, denn die Worte des Pinky Eagle wollten ihm nicht aus dem Kopf.

Sie beschäftigten ihn mehr als er gedacht hatte, und auch Pinky hatte die Kälte gespürt, die nicht normal sein konnte. Es war eine Kälte, gegen die selbst die Kirche keinen Schutz bot, denn Peters spürte sie auch zwischen den Mauern, die eigentlich hätten Schutz bieten sollen.

Sein Platz war vor dem Altar gewesen, wo er das Kreuz hatte im Auge behalten können. Ein schlichtes Kreuz, ebenso schlicht wie die Kirche, die zwischen zwei Orten stand, denn Peters musste beide Gemeinden betreuen. Das war ein Novum, aber schon vor Hunderten von Jahren hatten sich die Menschen nicht entscheiden können, in welchem Ort die Kirche gebaut werden sollte, da hatte man sich eben auf die Mitte geeinigt. So mussten die Besucher gleich weit gehen oder fahren, um ihr Gotteshaus erreichen zu können.

Sah man die Kirche als den einen Punkt eines Rechtecks an und die Dörfer als die beiden anderen, so gab es noch einen vierten, das das Viereck schloss.

Es war das Kloster der Barmherzigen Schwestern. Dort lebten Nonnen in der von ihnen gewählten Abgeschiedenheit, beteten, arbeiteten und hatten eigentlich wenig mit den Menschen und auch kaum etwas mit dem Pfarrer zu tun. Hin und wieder bekam er von den Schwestern Besuch, wenn sie ihm etwas brachten. Sie konnten wunderbar backen und kochen. Er selbst aber hatte dem Kloster kaum einen Besuch abgestattet. An beiden Händen konnte er abzählen, wann er in all den

Jahren dort gewesen war. Da zog ihn nichts hin. Nicht dass er die frommen Frauen nicht gemocht hätte, aber er fühlte sich zwischen ihnen einfach nicht wohl, und das musste man ihm zugestehen. So beschränkte sich sein Verhältnis zu ihnen auf ein distanziertes freundliches Miteinander.

Das gleiche Verhältnis hatten auch die Bewohner der beiden Dörfer zu den Nonnen. Auch sie mieden den direkten Kontakt, obwohl an den Stammtischen der Kneipen die üblichen Witze gerissen wurden, aber niemals im Beisein der Schwestern und vor allen Dingen dann nicht, wenn die Äbtissin in der Nähe war. Vor ihr hatten alle Respekt, da schloss sich auch Reverend Peters nicht aus.

Sie nannte sich Virginia, die Jungfräuliche oder die Jungfrau. Niemand konnte sich dies vorstellen, denn sie hieß zwar so, in Wirklichkeit aber konnte man sie als die Unnahbare ansehen.

Peters hatte einige Male mit ihr zu tun gehabt. Da war sie ihm stets kalt und unnahbar vorgekommen. Er hätte auch ihr Alter nicht zu schätzen gewusst, denn sie war eine Person, die als alterslos angesehen werden musste. Sie konnte vierzig, aber auch sechzig Jahre sein, und ihr Gesicht hatte immer gleich ausgesehen. Ihre Haare hatte der Reverend nie zu Gesicht bekommen, die waren stets unter der breiten Flügelhaube verdeckt gewesen.

Eine seltsame Frau, die ihr Kloster aber im Griff hatte und mit strenger Hand regierte.

Peters wunderte sich, dass er gerade an die Äbtissin dachte, als er sich in seiner Kirche befand. Die Gedanken störten seinen Willen zum Gebet, und er ließ es deshalb bleiben.

Er wandte sich ab, voller unruhiger Gedanken, und er schaute jetzt vom Altar her in seine Kirche hinein, die so menschenleer war. Kein Besucher saß in einer der schlichten Bänke. Hier gab es keinen Protz, keine wertvollen Figuren oder Gemälde, dieses Gotteshaus war so schlicht, wie auch Jesus gelebt hatte. Darauf kam es Peters an. Er mochte keinen Prunk und Pomp, seine Gläubigen sollten in der Kirche durch nichts abgelenkt werden.

Auch die Fenster konnten nicht als Kunstwerke bezeichnet werden. Sie bestanden aus normalem Glas, waren im Laufe der langen Jahre trübe geworden, so dass sie das Sonnenlicht stets filterten.

Kerzen erhellten den Altar. Der übrige Teil der Kirche lag im Düstern.

Die ungewöhnliche Kälte war geblieben, und sie hatte nichts mit der Kühle zwischen den Mauern zu tun. Für Peters war es die Kälte der Seele, der Gefühlswelt. Die Kälte der Zeit, wie sie die Menschheit augenblicklich erlebte. Da hatte die Menschlichkeit verloren, denn Hass und Krieg bestimmten das Bild der Geschichte.

Der Pfarrer ging durch die Kirche wie ein Fremder. Mit jedem Schritt, den er zurücklegte, fühlte er sich älter. Er wurde zu einem Verlierer,

der das Grauen nicht aufhalten konnte. Mit seinen Zweiundfünfzig Jahren war er ein Mann noch in der Mitte des Lebens, aber der Eindruck, verloren zu haben, wollte ihm nicht aus dem Sinn.

Peters befand sich allein in der Kirche, und trotzdem war da etwas, das ihn begleitete, das er aber nicht sah, das aber wie ein drohendes Schwert über ihm schwebte.

Wenn etwas kommen wollte, dann musste er es sehen. Das hatte sich Peters vorgenommen, und er nahm sich auch vor, das eventuelle Unheil als reale Bedrohung anzusehen. Und diese Bedrohung wollte er einfach im voraus sehen. Das gelang ihm nicht, wenn er in dem Gotteshaus blieb. Verlassen allerdings wollte er es auch nicht.

Es gab hier einen Platz, der nahezu ideal war.

Er musste nur hoch in den Turm steigen. Von dessen Spitze aus hatte er einen wunderbaren Blick über das doch ziemlich flache Land, selbst in der Dämmerung konnte er noch weit schauen.

Als er die schmale Seitentür aufzog, wimmerte und quietschte sie in den Angeln, als wollten ihm arme Seelen die, Leiden des Fegefeuers akustisch darbieten. Früher hatte es Ratten im Kirchturm gegeben, die aber waren zum Glück verschwunden. Er brauchte auch die Glocken nicht mehr mit der Hand zu läuten, eine elektrische Anlage sorgte dafür, dass dies automatisch geschah.

Die alte Wendeltreppe zum Turm war noch immer vorhanden, und Peters machte sich an den doch ziemlich mühsamen Aufstieg.

Seine linke Hand schabte über das staubige Geländer. Er lauschte den Echos seiner Tritte nach, und jedes kam ihm vor wie ein schwerer Gongschlag, als würde sich sein Herzschlag dort unten wiederholen. Eine Last lag auf seinen Schultern, die Macht des Schicksals war dabei, sich ihm zu nähern, um dann zuschlagen zu können. Von bösen Vorahnungen hatte er nie viel gehalten, diesmal allerdings dachte er anders darüber.

Reverend Peters spürte den Luftzug, der ihn von oben her streifte.

Ihm war, als würden kalte Finger durch sein Gesicht fahren und die Haut allmählich aufrauhen. Auch seine Kopfhaut zog sich zusammen, Eiskörner wischten durch die wenigen Haare. Der Wind stellte sie hoch, als er in die Spitze des Turms hineinkletterte und die schwere Glocke in ihrem Gehänge sah, die wie ein unbeweglicher Klotz vor ihm schwebte.

Ein viereckiger Turm mit geraden Wänden und einer normal flachen Decke.

Aber mit Fenstern versehen, die doch größer als Luken waren, so dass er sich hinauslehnen konnte. Vier Fenster unterbrachen das dicke Mauerwerk, so dass der Beobachter auch in vier verschiedene Richtungen seine Blicke schweifen lassen konnte.

Bei schönem Sommerwetter hatte er einen herrlichen Ausblick. An

diesem Tag allerdings kam es ihm so vor, als hätte ihn sein Weg in die Wolken hingeführt, so tief lagen sie mittlerweile.

Zuerst schaute er nach Norden. Unter ihm lag das flache Land, nur etwas gewellt durch Hügelketten. Winterlich braun breitete sich die Oberfläche aus, ab und zu unterbrochen durch die düsteren Flecken der Wälder mit den laublosen Bäumen.

Die Natur hatte sich zurückgezogen. Sie lauerte auf den Frühling, um wieder neu aufbrechen zu können. Es war schon zu düster geworden, um eine Stadt oder ein Dorf erkennen zu können. Zudem nahm ihm die hereinbrechende Düsternis die Sicht, die Erde und Himmel allmählich zusammenwachsen ließ.

Das Bild änderte sich, als er seinen Blick nach Osten richtete.

Schwach wie ein durch weiche Pinselstriche auf die Leinwand gezeichnetes Gemälde sah er den Ort Eastbury. Eine Ansammlung von Häusern und Gehöften, die sich unter den dunklen Wolken zu ducken schienen. Die Menschen in Eastbury gehörten zu seiner Gemeinde. In vielen Häusern brannte Licht. Die Punkte schimmerten ihm entgegen wie ein Gruß gefallener Sterne.

Er drehte sich ab, umschritt die hängende Glocke und schaute in die entgegengesetzte Richtung nach Westen, wo der Ort mit dem Namen Westbury lag.

Von der Kirche gleich weit entfernt wie Eastbury, und vom Anblick her unterschied er sich ebenfalls nicht. Auch dort wirkten die Lichter Lichtjahre entfernt.

Eine Straße verband die beiden Dörfer. Auch Pinky war sie gegangen. Peters wusste nur nicht, für welchen Ort sich der Landstreicher entschieden hatte.

Es gab noch eine Richtung, in die er schauen konnte. Als er sich umdrehte, spürte er seltsamerweise wieder die Kälte und den Schauer auf seinem Rücken. Eine Erklärung dafür wusste er nicht, schließlich lag im Süden der Kirche das Kloster.

Weit beugte sich der Pfarrer aus dem Viereck des Fensters, um die mächtigen Mauern zu sehen. Der Wind wehte hier oben schärfer, er fuhr in sein Gesicht, brannte auch in den Augen. Um Tränen zu vermeiden, musste Peters den Kopf etwas drehen.

Das ungute Gefühl war bei ihm nicht verschwunden. Es bekam sogar Nachschub, als er die Umrisse des Klosters in der trüben Dämmerung sah. Der Reverend schüttelte den Kopf. Als Priester hätte er sich mit dem Kloster verbunden fühlen müssen, das war seltsamerweise nicht der Fall. Er mochte den dunklen Komplex nicht, als er hinschaute. Etwas störte ihn daran. Peters wusste nicht, was es genau war, er hätte schon näher herangehen müssen, dies wiederum wollte er auch nicht. Er war froh, den mächtigen düsteren Klotz aus einer gewissen Entfernung zu sehen. Über dem Kloster schwebten die Wolken wie ein

monströses Gebirge. Die Szene erinnerte ihn an ein düsteres Bild, das er vor Jahren einmal in einem Museum gesehen hatte, und ihm kam es vor, als wäre das Kloster von einem kalten Glanz umgeben.

Peters wischte über seine Augen. Er zog sich etwas zurück, nahm Deckung vor dem böigen Wind, und er fragte sich, wie man sich nur hinter derartigen Mauern wohl fühlen konnte. Gleichzeitig erschrak er über seinen eigenen Gedanken, der ihm als Priester eigentlich nicht hätte kommen dürfen.

Der Reverend überlegte. War das Kloster der Quell der Unruhe in seinem Innern? Stammte daher das ungute Gefühl? Wenn ja, warum war das so? Was war überhaupt los mit ihm und diesem so furchtbaren Tag, an dem nichts stimmte.

Es mochte an dem Wärmeeinbruch liegen, der über das Land hinweggefahren war und schon frühlingshafte Temperaturen gebracht hatte. Das dicke Eis auf den Seen und Teichen war getaut, die Flüsse und Bäche schäumten wieder, aber den Menschen tat dieses verdammte Wetter nicht gut.

Das plötzliche Läuten ließ ihn zusammenfahren. Unwillkürlich ging er einen Schritt zur Seite. Er hatte nicht mehr daran gedacht, und jetzt, wo er dicht neben der Glocke stand, hatte er den Eindruck, als würde jeder Schlag seinen Kopf allmählich zertrümmern.

Die Echos hallten auch bei ihm nach, und er schüttelte den Kopf, bevor er seine Hände gegen die Ohren presste. Der Klang war trotzdem zu hören. Er hallte sehr weit über das Land, er trug die Botschaft der Kirche zu den Menschen, und auch die Nonnen würden das Geläut hören. Irgendwo schaffte es eine Verbindung zwischen den beiden Orten, dem Kloster und auch der Kirche.

Seine Hände sanken wieder nach unten.

Das mächtige Geräusch ließ anderen Geräuschen keine Chance.

Auch Peters hatte sich daran gewöhnt. Er stand jetzt da und konzentrierte sich auf den Schauer auf seinem Rücken, auch eine Folge der wuchtigen Klänge. Sein Blick flog in die Dunkelheit hinein, wobei der Himmel noch eine ungewöhnliche Helligkeit an den Wolkenrändern zeigte. So etwas sah man nur bei einem Gewitter.

Einige Male hatte es schon geblitzt. In der Höhe kämpften die verschiedenen Luftschichten miteinander. Da traf die warme auf die kalte Luft, und es konnte durchaus zu einem Unwetter kommen.

Der mächtige Gruß ebbte allmählich ab. Die Klänge schwangen aus. Nur noch wenige und vor allen Dingen leise Echos schwangen über den weiten Himmel.

Dann war es vorbei…

Die Ruhe kam Peters im ersten Augenblick ungewöhnlich vor. Ihn überfiel das Gefühl der Einsamkeit, des Verlassenseins. Wieder trat er an das Fenster der Südseite und schaute hinaus, weil ihn das Kloster

und der mächtige Himmel darüber einfach nicht losließen.
Dieses grandios-schaurige Schauspiel hatte er bisher in dieser Intensität noch nicht gesehen. Es konnte so etwas wie eine Vorwarnung sein, doch Peters wusste nicht, für was. Er war sich keiner Schuld bewusst, er hatte nichts getan. Wenn die Natur verrückt spielte, was konnte er dafür?
Etwas zwang ihn, wieder näher an das Fenster an der Südseite heranzutreten. Das Kloster war für ihn interessant geworden. Hätte ihn jemand nach dem Grund gefragt, er hätte ihn nicht nennen können.
Der Wind war für einen Moment eingeschlafen. Jedenfalls traf er ihn nicht mehr. Vor ihm wirkte die Landschaft wie ein mächtiges Stilleben. Es bewegte sich auch nur wenig, aber was sich bewegte, erforderte seine Aufmerksamkeit.
Am Himmel flackerte das Licht!
Der Reverend kniff die Augen zusammen. Er dachte zuerst an ein Wetterleuchten, schaute wieder hin und sah das Licht noch immer, das seine Bahnen zog.
Nein, das hatte mit den Vorboten eines Gewitters nichts zu tun.
Das war etwas anderes. Eine Lichterscheinung, die wie gezeichnet wirkte, als wäre eine gewaltige Hand dabei, einen Pinsel zu schwingen, aus dem bleiche Funken strömten, die sich anschließend zu Bändern zusammensetzten.
Das grelle Licht malte die Ränder der Wolken nach. Es schnitt in die Wolkenberge hinein, es riss sie auseinander, es sorgte für bizarre Bilder, die den Himmel schmückten.
Peters zwinkerte mit den Augen. Er hatte die Stirn in Falten gelegt, ein Zeichen, dass er nachdachte. Dieses Licht musste einen Ursprung haben, davon ging er einmal aus. Bei jedem Wetterleuchten war das so, aber der Ursprung hier war ein anderer, einer, den er nicht begreifen konnte, denn das Licht drang aus dem Kloster.
Ja, das war es.
Es drang aus dem Kloster!
Peters hielt den Atem an. Plötzlich glänzte Schweiß auf seiner Stirn, denn er konnte die Entdeckung kaum verkraften. Es war unmöglich, er musste sich getäuscht haben, doch das hatte er nicht.
Nein, es war keine Täuschung, die Lichtquelle war im Kloster.
Etwas Unheimliches und Unerklärliches geschah dort. Peters dachte nicht mehr daran, seinen Beobachtungsplatz zu verlassen. Er hatte Blut geleckt, jetzt wollte er mehr sehen, wollte mehr wissen, und er fühlte sich auf dem Turm relativ sicher.
In den letzten Minuten hatte es die Dunkelheit geschafft, das Land zu umschließen. Umso deutlicher sah er den zuckenden Schein, der sich auch von keiner Wolke aufhalten ließ, aber kleiner geworden war.

Zudem hatte er eine andere Form angenommen. Er strahlte von einer gewissen Stelle aus in die Höhe wie eine Lanze, um danach eine andere Formation anzunehmen.

Der Pfarrer schaute genauer hin und stellte fest, dass dieses unerklärliche Licht einen großen Kreis bildete oder einen Ring, der weiterbewegt wurde.

Das Geschehen wurde für ihn immer mysteriöser. Er hatte seine eigentliche Umgebung vergessen und schaute nur mehr dem Lichtschein nach, wie er anfing zu wandern.

Ein schaurig-schönes Schauspiel, für ihn faszinierend, und er hielt den Atem an. Der Wind pfiff in sein Gesicht, er hörte ihn um die Ecken des Turms jammern, und er schaute auf den wandernden Schein, der sich in seine Richtung bewegte und keine andere Formation mehr annahm.

Der Kreis blieb.

Riesig, an seinen Umrissen bleich und zitternd, so wanderte er weiter, und bevor es sich der heimliche Beobachter versah, hatte er bereits das Kloster verlassen. Keine Mauer hatte ihn stören können.

Er war hineingebracht worden in die freie Natur, nichts sollte ihn mehr halten. Der Reverend hielt den Atem an.

Es war wunderbar.

Es war schaurig.

Es war unerklärlich.

Und Reverend Peters bekam Angst um sich, seine Kirche und um die Menschen. Er traute dem unnatürlichen und wandernden Licht alles zu, nur nichts Gutes. Und er hatte das Gefühl, den Beginn einer neuen, einer schrecklichen Zeit mitzuerleben…

***

Anina sah müde aus. Und mit einer ebenso müden Bewegung strich sie auch ihr schulterlanges Haar zurück. Dann schob sie den Teller weg, auf dem noch die Reste ihrer Mahlzeit lagen, und lächelte etwas verloren.

»Keinen Hunger mehr?«, fragte ich.

»Nein.«

»Nun ja, du musst es wissen.«

Sie schaute ins Leere. »Nur Durst, John. Kann ich noch ein Wasser haben?«

»Natürlich.« Ich winkte den Kellner herbei. Er kam mit müden Bewegungen. Sein Gesicht zeigte einen mürrischen Ausdruck. Anscheinend ärgerte er sich, dass er uns, wir waren die einzigen Gäste an diesem Nachmittag, noch bedienen musste.

Ich bestellte Wasser. Er nahm es nickend zur Kenntnis und schlurfte weg.

Ich wandte mich wieder meiner Begleiterin zu, die für mich noch immer sehr rätselhaft war. »Bald ist es vorbei, Anina. Bis zum Kloster ist es nicht mehr weit.«

»Ja – leider.«

Ich hob die Augenbrauen. »Das hört sich nicht gut an. Klingt irgendwo deprimierend.«

»Das ist auch so.«

»Darf ich den Grund erfahren?«

»Nun ja«, murmelte sie nach einer Weile. »Ich habe den Eindruck, dass ich dort nicht mehr willkommen bin. Ich bin ja aus dem Kloster geflüchtet, man mochte mich nicht mehr, mein Kontakt mit der anderen Seite, mit den Engeln, war den frommen Mitschwestern suspekt.«

Ich fasste nach ihrer Hand und drückte sie leicht. »Du wirst es ihnen erklären, Anina, und sie werden es begreifen. Davon bin ich fest überzeugt.«

»Meinst du?«

»Bestimmt.«

Der Kellner brachte das Wasser, ich bat um die Rechnung und war froh, sofort zahlen zu können. Die Summe hielt sich in Grenzen, wir hatten auch nur eine Kleinigkeit zu uns genommen.

Das Restaurant lag auf dem Weg. Es war relativ groß und im Sommer sicherlich gut gefüllt, jetzt aber waren wir die einzigen Gäste, die in dem kleinen Anbau hockten und durch das große Fenster hinein in die graue Landschaft schauten, über der die dunklen Wolken schwebten, ohne dass es regnete.

Anina trank langsam. »Ich kann noch immer nicht glauben, dass es Dubbs nicht mehr gibt.«

»Sei froh darüber.«

»Müsste ich sein, John.«

»Und warum bist du es nicht?«

»Weil ich mich auf einmal so hilflos fühle. Ich bin jetzt allein, ich habe mit ihm nichts mehr zu tun, verstehst du?«

»Natürlich. Aber ist es nicht das gewesen, was du auch gewollt hast?«

»Schon, der Druck ist weg.« Sie strich ihr dunkles Haar zurück.

»Aber«, sagte sie gedehnt, »jetzt habe ich keine Aufgabe mehr.«

»Er hat dich ausgenutzt. Er hat dich sogar angezapft. Er konnte durch dich, das Medium, existieren. Er ist an deine übernatürlichen Kräfte herangekommen. Er war ein gefährlicher Spiritist. Du konntest ihn nicht mehr in die Schranken weisen. Er war dir immer auf den Fersen, er war dir in gewisser Hinsicht über, das alles solltest du nicht vergessen, Anina.«

»Ich weiß es ja. Ich trage sogar indirekt die Schuld am Absturz der Maschine, ich bin zu spät gekommen, um ihn daran zu hindern, ich

konnte nur blockieren. Das heißt, ich habe den Geistern der Toten nicht die Möglichkeit gegeben, ihren Platz dort zu finden, wo sie die nötige Ruhe haben.« Sie stöhnte. »Das alles ist mir bekannt, und trotzdem kann ich nicht froh sein.«

»Belastet es dich so sehr?«

Sie trank wieder und schaute dabei auf das große Fenster. »Nein, John, das kann man nicht so sagen. Es belastet mich nicht mehr. Ich weiß ja, dass es gut gewesen ist. Mich belastet etwas ganz anderes. Die Furcht vor der nahen Zukunft liegt wie ein Druck auf mir. Du wirst es kaum verstehen können, ich aber sage dir, dass es so ist.«

»Damit meinst du deine Rückkehr in das Kloster?«

»So ist es.«

Ich räusperte mich. »Nun ja, darüber haben wir gesprochen und auch einige Alternativen durchdiskutiert. Du hast dich entschieden, Anina, du wolltest wieder zurück.«

»Dabei bleibe ich auch.«

»Trotz der Belastung?«

»Der Vorahnungen«, sagte sie nickend. »Ja, ich habe gewisse Vorahnungen, die wie Schatten sind, über die ich nicht hinwegspringen kann. Du wirst das nicht verstehen können, doch bei mir ist das so. Schatten, sehr dunkle Schatten«, flüsterte sie. »Etwas stimmt nicht mehr, etwas ist an die Oberfläche gekommen, das eigentlich immer schon latent vorhanden war, aber nun kann es nicht mehr gestoppt werden. Dieses Kloster ist mir unheimlich geworden. Als Zuhause habe ich es nie angesehen. Heute aber kommt es mir vor, als wäre es ein großes Grab, in dem wir lebendig eingeschlossen werden.«

»Übertreibst du da nicht?«

»Das ist möglich, aber ich bin auf alles vorbereitet.«

»Und ich ebenfalls«, erklärte ich ihr lächelnd. »Du brauchst dich wirklich nicht zu fürchten, auch ich bin vorbereitet. Wenn du willst, bleibe ich.«

»Das geht nicht. Die Nonnen nehmen keinen normalen Mann auf. Und ein Priester bist du nicht.«

»Das habe ich auch nicht so gemeint. Ich denke, dass ich dann in deiner Nähe bleibe.«

»Das ginge. Aber wo willst du die Nacht verbringen?«

»Bitte, so konkret kann ich nicht werden. Ich möchte eben nur ein Auge auf dich haben, das ist alles.« Auch ich trank den Rest des Wassers aus meinem Glas. »Das ist nicht zuviel verlangt, finde ich. Aber du hast meine Frage noch nicht beantwortet. Vor wem hast du Angst? Vor dem Kloster, vor dessen Mauern, vor deinen Mitschwestern, vor der Äbtissin…?«

»Sehr richtig, John«, unterbrach sie mich. »Vor der Äbtissin.« Sie

hatte ihre Stimme gesenkt. »Sie ist furchtbar. Sie heißt Virginia, aber sie herrscht mit eiserner Strenge. Sie ist keine normale Jungfrau«, erklärte Anina kopfschüttelnd. »Sie ist ein weiblicher Tyrann.«

»So hast du sie gesehen?«

»Die anderen ebenfalls.«

»Wie stand sie zu dir? Hat sie dir etwas getan? Hat sie dich besonders auf der Liste gehabt?«

Anina hob die Schultern. »Das kann ich dir nicht einmal genau sagen – ehrlich. Sie war zu allen Mitschwestern nicht so, wie man sich eine Ehrwürdige Mutter vorstellt. Ich bin ihr aus dem Weg gegangen. Jetzt, wo wir darüber sprechen, da fällt mir ein, dass ich niemals mit ihr über meine Fähigkeiten gesprochen habe. Dieses Thema wurde tunlichst vermieden. Ich habe immer nur abgewiesen, wenn wir darüber reden wollten. Es kam nichts davon zur Sprache, was ich auch als gut empfand, wenn ich ehrlich sein soll. Ich wüsste nicht, wie ich mich verhalten hätte, wenn wir darüber geredet hätten.«

»Das hört sich an, als würdest du dich vor ihr fürchten.«

»So ist es auch.«

»Bei deinen Kräften?«

Anina hob die Schultern. »Was von diesen Kräften noch zurückgeblieben ist, kann ich dir nicht sagen, John. Ich muss mich jetzt, wo Dubbs nicht mehr lebt, erst wieder zurechtfinden.« Sie strich über ihren Pullover, der als Oberteil die lachsfarbenen Kostümjacke abgelöst hatte. Sie trug auch helle Jeans, weiche Schuhe, die bis zu den Knöcheln reichten, und hatte die Windjacke über den Nachbarstuhl gehängt.

»Es wird dir schon gelingen, und zwar im Kreis deiner Mitschwestern. Sollte es nicht so sein, dann wirst du das Kloster verlassen.«

»Wo soll ich hin?«

»Wir finden schon eine Lösung.«

Anina lächelte mich an. »Schön, dass du so optimistisch bist, John, ich kann es nicht sein.«

Da der Kellner schon einige Male sehr böse zu uns rübergeschaut hatte, stand ich auf und schob meinen Stuhl zurück. »Ich denke, wir sollten jetzt verschwinden.«

Die junge Nonne nickte nicht eben begeistert. So trist diese Umgebung hier auch war, sie schien ihr besser zu gefallen als das Leben hinter den Klostermauern.

Ich half ihr in die Jacke. Sie bestand aus einem grauen, flauschigen Stoff und reichte ihr bis zu den Oberschenkeln. Für einen Moment lehnte sie sich gegen mich. »Was immer auch geschieht, John, ich hoffe, du kannst mich beschützen.«

»Zumindest werde ich mich bemühen.«

»Das ist gut.«

Nicht sehr hoffnungsfroh verließen wir das Restaurant. Hinter uns schloss der Kellner die Tür ab. Sein Gesicht zeigte jetzt eine gewisse Freude.

Mein grüner Rover stand vor dem Haus. Er war ziemlich dreckig, bei dem Wetter kein Wunder. Warm war es plötzlich geworden.

Vielen Menschen machte dieser schnelle Wetterwechsel zu schaffen, und auch ich hatte mich ziemlich müde gefühlt. Das war nun zum Glück vorbei.

Bis zum Kloster waren es noch ungefähr zwanzig Meilen. Wir würden in der Dämmerung oder bei Dunkelheit dort eintreffen. Ich hatte noch keine Pläne gemacht, wie es dann weitergehen sollte. Allerdings wollte ich mir das Kloster genauer ansehen und auch mit der Äbtissin reden, vor der Anina eine seltsame Furcht zeigte. Ob sie begründet war, konnte ich noch nicht sagen, ich wollte bei der Erforschung meinen Gefühlen einfach freie Bahn lassen.

Wir rollten durch eine karge winterliche, schneelose Landschaft.

Es blühte nichts, die Umgebung sah traurig aus, und der Himmel über uns zeigte ein wechselhaftes Gesicht.

Es war keine Helligkeit zu sehen, aber die Wolkenformationen blieben nie gleich. Sie hatten sich dem Wind überlassen, der mit ihnen spielte und ständig neue Gebilde schuf, so dass sie aussahen wie eine große Horde dunkler Schafe, die über den Himmel gejagt wurde, als wäre dieser eine große Weide.

Anina hatte mir auch von der Umgebung des Klosters berichtet. So wusste ich, dass es in der Nähe zwei kleine Orte gab. Der eine hieß West-, der andere Eastbury. Praktisch zwischen ihnen stand das Kloster, aber auch eine Kirche, die von den Bewohnern beider Dörfer benutzt wurde, denn eine eigene Kirche für jedes Dorf lohnte sich nicht. Das hatte ich zwar auch noch nie gehört, aber man lernt nie aus. Auch den Namen des Pfarrers hatte mir Anina gesagt. Er hieß Peters.

Ich wusste ferner, dass das Kloster der Barmherzigen Schwestern ziemlich weltabgeschieden war. Die Äbtissin Virginia hatte dafür gesorgt. Besuch bekamen die Nonnen nur wenig. Anina war davon überzeugt, dass die Äbtissin ihn bewusst zurückhielt und sie ging weiter davon aus, dass diese Person etwas zu verbergen hatte. Ein sehr düsteres und gefährliches Geheimnis.

Dafür gab es zwar keine konkreten Beweise, aber Anina hatte es gespürt, und das wiederum nahm ich ihr ab, denn so gut kannte ich die junge Frau inzwischen.

Als ich sie anlächelte, da zuckten ihre Mundwinkel nur. Sie war sehr nervös, spielte mit ihren Händen, schaute sich immer wieder um, blickte auch durch die Fenster und schwieg sich ansonsten aus.

Ihre Gedanken waren bestimmt nicht freundlich, denn mehr als einmal hörte ich ihr Seufzen und sah auch, dass sie die Stirn krauste, als würde sie über ein besonders schlimmes Problem intensiv nachdenken.

»Es ist bald vorbei, Anina, dann werden wir beide die Wahrheit erfahren. Du solltest dir nicht noch mehr Gedanken machen, meine ich.«

»Vielleicht.«

»Aber du kannst es nicht.«

»So ist es«, flüsterte sie und musste lauter reden, um gegen das Geräusch des Gebläses anzukommen. »Ich muss einfach immer daran denken, John. Dieses Kloster ist ein Teil meines bisherigen Lebens gewesen, das kann ich nicht einfach zur Seite schieben wie vorhin den leeren Teller. Ich weiß, dass etwas auf mich zukommt, und ich weiß auch, dass ich nicht mehr willkommen bin.«

»Kann es sein, dass du es dir einbildest?«

»Glaube ich nicht.«

»Liegt es an der Äbtissin?«

Sie nickte. »Diese Frau ist mir suspekt. Manchmal habe ich den Eindruck gehabt, als wäre sie kein Mensch, sondern nur mehr ein Wesen. Dabei völlig geschlechtslos, ein ES, verstehst du?«

»Nicht ganz genau.«

»Kann ich mir vorstellen.« Anina dachte nach und gab auch mir die Gelegenheit, mich mehr auf die Umgebung zu konzentrieren.

Ich sah die Büsche und das Wintergras rechts und links der Straße.

Dahinter breitete sich Brachland aus. Die ersten Felder erschienen erst nahe der Ortschaften. Wald gab es auch, doch die Bäume waren relativ klein.

Ich lächelte in mich hinein, denn besonders ernst nahm ich Aninas Aussagen nicht. Sie bildete sich möglicherweise etwas ein. Wahrscheinlich hatte sie über das Kloster zu negativ gedacht.

Die Straße wand sich in großen Kurven weiter, sie führte leicht bergan. Ich war davon überzeugt, bald eine Höhe zu erreichen, auf der wir auch bleiben würden.

Natürlich hatten mich Aninas Bemerkungen über das Kloster auf das Ziel selbst gespannt gemacht. Und ich dachte auch an die Äbtissin, die ein ziemlich hartes Regiment führen sollte. Mit Klöstern hatte ich einige Erfahrungen sammeln können, weniger mit Nonnenklöstern – abgesehen von einem Fall in Italien im letzten Jahr –, und ich hatte auch die Vorsteherin des Klosters kennen gelernt. Die Äbtissin war eine Respektperson gewesen, doch Furcht hatte niemand vor ihr gezeigt. Deshalb war für mich Aninas Verhalten auch so ungewöhnlich, und ich konnte mir auch vorstellen, dass sie nicht objektiv war. Wahrscheinlich beruhte die Abneigung auf

Gegenseitigkeit. Das würde sich herausstellen.

Bisher war uns nur ein Fahrzeug entgegengekommen. Ein alter Ford, besetzt mit zwei alten Leuten, die hinter der Scheibe wie Zwerge gewirkt hatten.

Aninas Stirn umwölkte sich immer mehr. Die Nervosität wuchs.

Ich stellte es mit einem Seitenblick fest und ging unwillkürlich vom Gas. Ähnliche Anzeichen hatte ich bei ihr schon erlebt, ich konnte mir gut vorstellen, dass sie kurz vor dem Eintauchen in eine andere Sphäre stand, denn sie war schließlich das Medium.

»Soll ich stoppen?«

Sie schüttelte den Kopf.

Ich fuhr weiter, und sehr bald hatten wir die Anhöhe erreicht, um über das flache Land schauen zu können. Wenn ich die vereinzelten Bäume betrachtete, so erinnerten sie mich an kahle Gerippe in einer ebenfalls toten Umgebung.

Aber ich sah auch die beiden dunklen Flecke im letzten Rest des Tageslichts. Zwischen ihnen lag eine gewisse Distanz, eine sehr freie Fläche, und ich wollte schon fragen, doch Anina kam mir zuvor. Gerade in dem Moment, als ich anhielt.

»Das sind die beiden Orte West- und Eastbury.« Ihr ausgestreckter Zeigefinger zuckte in verschiedene Richtungen.

»Dachte ich mir.«

»Und die Kirche liegt dort!« Sie deutete jetzt geradeaus. Ich hatte Mühe, den Bau zu erkennen. Zum Glück gab es den Turm, der wie ein kantiger Mast in die Höhe ragte.

»Was ist mit dem Kloster?«

»Es liegt hinter der Kirche. Man kann es von hier nicht sehen.«

»Aber es führt eine Straße hin.«

»Mehr ein Weg, John.«

»Wir werden ihn nehmen.«

Anina hob die Schultern. »Ich sage dir früh genug Bescheid, wenn du abbiegen musst.«

»Was ist mit den beiden Dörfern? Müssen wir sie durchqueren?«

»Das ist nicht nötig.«

Ich startete. Der Rover rollte über den grauen, feucht schimmernden Belag. An der linken Seite wuchs eine mit Sträuchern bewachsene Böschung hoch. Wenig später erreichten wir eine Kreuzung, wo ich auf die beiden Wegweiser sah. Der eine zeigte nach West-, der andere nach Eastbury.

Längst hatte ich die Scheinwerfer eingeschaltet. Ihr Licht wirkte ungewöhnlich hell. Mir kam es noch künstlicher vor als sonst.

Wenn es die Krüppelgewächse streifte, so machte es diese zu bleichen Gespenstern.

»Bitte, halt an, John!«

Der Vorschlag traf mich dermaßen überraschend, dass ich automatisch gehorchte. Ich ließ den Wagen am linken Straßenrand ausrollen und wartete auf eine Erklärung meiner Begleiterin.

»Lösch das Licht – bitte!«

»Okay.« Ein Handgriff, und es wurde dunkel um uns herum. Im Wagen saßen wir wie erstarrte Gespenster mit bleichen Gesichtern und schauten nach vorn.

»Der Platz hier ist gut gewählt«, flüsterte Anina.

»Inwiefern?«

»Ich kann es dir nicht genau sagen, aber ich fühle es einfach. Das musst du mir abnehmen.«

»Gut, aber was fühlst du?«

Sie löste den Sicherheitsgurt. Mit einem schnarrenden Geräusch fuhr er in die Höhe. »Es hat sich etwas verändert«, sagte sie leise und presste dabei die Handflächen gegen ihre Wangen. »Du bist doch auch durch dein Kreuz sensibilisiert. Spürst du es nicht?«

»Bisher nicht.«

»Aber ich.« Anina ließ die Hände sinken. Sie blieben auf ihren Oberschenkeln liegen. »Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass sich etwas zu unseren Ungunsten verändert hat.«

»Was und wo?«

»In der Umgebung«, sagte sie leise. »Nur ist das nicht alles, John. Denn diese Veränderung kommt nicht von ungefähr. Sie muss einen Ursprung haben.«

»Sehr gut, damit kommen wir der Sache schon näher. Kannst du mehr über den Ursprung sagen?«

»Ja, denn er liegt dort, wo ich hergekommen bin und wo ich wieder hin will.«

»Damit kann nur das Kloster gemeint sein!«

»Sehr gut«, flüsterte sie.

»Ich gehe davon aus, dass du von einer negativen Veränderung sprichst. Wenn das zutrifft, müsste dieses Kloster ebenfalls ein Ort mit nicht positiven Strömungen sein.«

»Genau.«

Ich befeuchtete meine trockenen Lippen mit der Zungenspitze.

»Das aber hast du nicht immer so empfunden, denke ich.«

»Ja.«

»Hat es sich verändert?«

»Ja und nein«, erwiderte sie. »Es hat sich nur gezeigt, was schon immer latent vorhanden gewesen ist. Ich weiß, dass ich in Rätseln rede. Du kannst mich fragen, doch ich weiß keine Antworten, das ist ja das Schlimme daran. Etwas hat sich nach meiner Flucht aus dem Kloster getan. Etwas ist befreit worden, es fühlte sich erlöst, nachdem ich nicht mehr dort gewesen bin.«

»Kannst du es erkennen?«

Sie warf sich zurück und prallte wieder nach vorn. »Nein, John, das kann ich leider nicht. Ich weiß nur, dass es böse ist. Ich fühlte mich so unruhig, so aufgepeitscht und gleichzeitig auch voller Angst steckend. Da ist etwas freigekommen.«

»Wir werden es sehen, wenn wir hinfahren.«

Anina drehte den Kopf und schaute mich mit offenem Mund an.

Sie überlegte, ob sie zustimmen sollte. Dabei wechselte ihr Blick zwischen mir und der Frontscheibe hin und her. »Ich denke, dass es das Kloster bereits verlassen hat, John…«

»Du sprichst noch immer von dem Bösen?«

»Dem anderen und gefährlichen. Okay«, sie nickte, »fahr langsam weiter.«

»Was ist dann?«

»Ich weiß es noch nicht, wir müssen darauf gefasst sein, dass es uns entgegenkommt. Ich kann mir denken, dass es mich spürt. Ich glaube auch nicht, dass es an einer Rückkehr meinerseits interessiert sein wird. Es könnte mich hassen.«

»Ist es so schlimm?«

»Darauf müssen wir uns einstellen, John.«

Wenn sie das sagte, wollte und musste ich es akzeptieren, da ich nicht in der Dunkelheit fahren und auch nicht so schnell gesehen werden wollte, verzichtete ich darauf, das normale Licht einzuschalten. Das Standlicht musste ausreichen, um die Umgebung zu erhellen, dass zumindest dicht vor dem Wagen Gefahren zu erkennen waren.

Ich öffnete die Scheibe. Warme Luft streichelte unsere Gesichter, und ich hörte Anina leise schnaufen.

Es war doch sehr dunkel geworden, und die Landschaft hatte ihr geheimnisvolles Gesicht aufgesetzt.

»Gleich wird etwas passieren, John…« Ihre Stimme zitterte vor Erregung.

»Was und wo?«

»Hier in der Nähe, John, das spüre ich. Es hat tatsächlich etwas mit uns zu tun.«

»Ein Angriff?«

Sie quälte sich. »Das weiß ich nicht. Ich fühle mich nur nicht mehr sicher. Hier ist etwas freigekommen, das lange verschüttet war. Es hat etwas mit mir zu tun.«

Ich schwieg, denn ich sah ein, dass ich sie nicht stören konnte.

Anina hatte sich nicht wieder angeschnallt. Mit einer Hand stützte sie sich am Armaturenbrett ab. Dabei schaute sie stur nach vorn, denn in dieser Richtung lag das Kloster, das ihr so suspekt geworden war und vor dem sie sich fürchtete.

Das Licht war fremd für uns.

Ich sah es und schloss die Augen, öffnete sie wieder, weil ich an irgendeinen Reflex geglaubt hatte.

Gleichzeitig gab Anina neben mir einen leisen Laut der Überraschung ab. »John, das ist es. Schau doch, das Licht!«

Ich wollte schauen und stoppte deshalb. Die Scheinwerfer wurden wieder dunkel, und ich kam mir vor wie in einem Versteck.

Angespannt blieb ich sitzen. Gut, dieses Licht war wohl nicht normal, aber daraus etwas Schreckliches abzuleiten, war meiner Ansicht nach auch nicht ganz richtig.

Es verschwand nicht.

In der grauen Dunkelheit sah ich das Flackern. Intervallweise zerstörte es die Finsternis, riss sie in Fetzen, als wäre sie nur mehr ein großer Vorhang. Weit vor uns gab es immer wieder helle Lücken, die anfingen zu tanzen und sich an verschiedenen Stellen zeigten, aber trotzdem so etwas wie eine Geometrie hinterließen.

Im Laufe der nächsten Sekunden erkannten wir einen hellen, ziemlich großen Kreis am Himmel, der sich zuckend bewegte und dabei seinen Weg fortsetzte. Es war für uns nicht genau erkennbar, wohin dieser Weg führte, jedenfalls nicht von uns weg.

Die Luft drang weiterhin durch die halb heruntergekurbelte Scheibe. Sie hatte sich merklich abgekühlt, war auch anders geworden, klarer, wie nach einem Gewitter.

Scharf atmete ich aus, denn inzwischen hatte ich auch festgestellt, dass wir hier eine Veränderung erlebten, die keine natürliche Ursache haben konnte.

Anina saß ruhig da. Allerdings mehr wie die Ruhe vor dem Sturm, denn sie war gleichzeitig gespannt. Sie hatte sich nach vorn gebeugt.

»Das ist es, John«, sagte sie, ohne näher zu erklären, was sie meinte.

Ich fragte auch nicht nach, sondern beobachtete den großen, grellen Lichtkreis, der über der Landschaft schwebte, als wollte er die Dunkelheit und auch die Wolken kurzerhand zerreißen, weil ihm beides nicht passte.

»Sie ist frei…«

»Wer ist frei?«

Über Aninas Gesicht lief ein Schauer. »Sie hat die Freiheit, die sie zu meiner Zeit nicht kannte.«

»Okay, wer denn?«

»Die Äbtissin, die Ehrwürdige Mutter, die nicht so ehrwürdig ist.«

Anina schüttelte sich. »Sie hat sich nur verstellt. Sie steht nicht auf meiner Seite, sie ist eine Feindin, sie war mir gegenüber ein Neutrum. Aber jetzt hat sie die Fesseln gesprengt. Ich… ich glaube auch, dass sie mit Dubbs zusammengearbeitet und ihm den Weg zu mir gezeigt hat. Ja, das glaube ich, John, nein, das weiß ich sogar. Sie kommt, um

Rache zu nehmen, ich weiß nicht, wofür, aber sie ist unterwegs.« Das alles war schwer zu begreifen.

Ich sah, wie sich ihr linker Arm bewegte. »John, ich halte es nicht mehr aus«, sagte sie und öffnete im selben Moment die Tür. »Ich muss schauen, ich…«

Sie huschte aus dem Wagen. Ich hatte schon während ihrer Bewegung den Gurt gelöst und befürchtete, dass sie fliehen wollte, das aber tat sie nicht. Als ich ausgestiegen war, sah ich die Gestalt der Frau einige Schritte vor der Kühlerhaube stehen. Einen Arm hatte sie ausgestreckt. Der Finger wies auf das Licht, von dem wir jetzt nicht nur den Kreis sahen, sondern etwas Kompaktes, das dicht über den Boden schwebte.

Anina jammerte. Sie duckte sich und flüsterte: »Mein Gott, mein Gott, schau nur…«

***

Für Pinky Eagle war eine Welt zusammengebrochen. Der Landstreicher mit dem besonderen Verhältnis zu Reverend Peters hatte sich zum erstenmal bei ihm unwohl gefühlt und den Schutz der Kirche nicht mehr gespürt. Es mochte daran liegen, dass er sich auch selbst etwas einbildete, zumindest hatte er sich das immer wieder eingeredet, aber das stimmte einfach nicht.

Es war keine Einbildung gewesen, da steckte schon etwas dahinter. Nicht grundlos hatte er das Pfarrhaus so überstürzt verlassen, worüber er sich wenig später Vorwürfe machte, denn er kam sich vor wie jemand, der einen Freund im Stich gelassen hatte. Er war in die weite Landschaft hineingegangen, ohne ein Ziel zu haben. Er wollte einfach nur weg von diesem seltsamen Ort, an dem sich so einiges verändert hatte, obwohl er äußerlich derselbe geblieben war.

Hin und wieder hatte er zurückgeschaut und die Kirche als einen mächtigen Schatten in der hereinbrechenden Dämmerung gesehen.

Seltsamerweise vermittelte ihm dieser Schatten keinen Schutz mehr oder das Gefühl der Sicherheit. Er war einfach anders, er war drohend, als wäre er von einem mächtigen Dämon aus einem finsteren Reich hinein in diese Welt geworfen worden.

Dieses Gebiet zwischen den beiden Dörfern war nicht gut. Hier stimmte einiges nicht. Auf den ersten Blick war es gleich geblieben, doch in dieser Welt gab es mehr als nur Äußerlichkeiten, sie hatte auch eine Rückseite, und dorthin wollte er schauen, und zwar mit dem Zweiten Gesicht, wie er es nannte.

Pinky war lange genug »on the road«, um gewisse Dinge überblicken zu können. Er wusste, zwar nicht genau, was lief, aber er kannte sich besser aus als die normal lebenden Menschen, weil er, der Außenseiter, für bestimmte Dinge ein anderes Feeling hatte. Er wusste

immer genau, auf was es ankam, er hatte oft genug dem Atem der Natur gelauscht, und deshalb war er sehr sensibilisiert worden.

Es ärgerte Pinky, dass er den Pfarrer nicht direkt hatte warnen können, aber was, zum Henker, hätte er ihm sagen können? Dass er sich nicht wohl fühlte und es mit einem körperlichen Gebrechen nichts zu tun hatte? Dass er ein Mensch war, der hinter die Dinge schaute und deshalb ahnte, dass etwas auf ihn zukommen konnte, das normal nicht zu begreifen war oder verstandesgemäß zu fassen war?

Pinky merkte, wie er sich in seinen eigenen Gedanken verrannte.

Er war schnell gegangen, so schnell, dass er bei diesem Wetter ins Schwitzen geraten war. Dabei hatte er nicht mal auf die Richtung geachtet, das tat er erst, als er stehenblieb, um sich zu orientieren.

Zwar war es beinahe dunkel, doch er würde schon erkennen können, wo er gelandet war.

Der Landstreicher erschrak, als er sich schwer atmend umschaute.

Ohne es zu wollen, war er in die Richtung des Klosters gelaufen, und seine düstere Ahnung hatte sich noch mehr verdichtet.

War dieses Gebäude etwa die Quelle der unheimlichen und nicht erklärbaren Gefahr?

Er schaute hin.

Zu sehen war es nicht. Weil er sich eben hier auskannte, wusste er, wo er hingelaufen war, und er duckte sich plötzlich, als er den Klang der Kirchenglocke hörte.

Pinky drehte sich um.

Der Wind trieb ihm den Klang der Glocken entgegen, doch er beruhigte ihn nicht. Das wiederum wunderte ihn auch. Früher hatte er sich immer über das Läuten der Glocken gefreut, auch wenn es nicht an einem Sonntag gewesen war.

Heute aber nicht. An diesem Abend und eingepackt von einer ungewöhnlichen Dunkelheit hörte er aus ihnen etwas anderes hervor, etwas Warnendes und gleichzeitig Beunruhigendes. Er bildete sich auch ein, dass die Glocke ängstlicher klang als sonst, was sicherlich Unsinn war, aber er konnte nicht anders.

Dong… dong … dong …

So hallte es über das Land. Hochaufgerichtet stand der Landstreicher auf der Stelle, Kopf und Körper dem Klang entgegengerichtet; um sich von ihm einfangen zu lassen. Seine Augen waren weit geöffnet und hatten einen staunenden Ausdruck bekommen, doch eine Beruhigung wollte bei ihm nicht eintreten.

Das Läuten verlor allmählich an Lautstärke, und damit schwand auch die Hoffnung des Mannes. Er kam sich vor wie in einem tiefen Tal stehend, in das man ihn hineingezogen hatte. Tief atmete er durch. Er wollte gegen seine Nervosität und auch gegen das ungute Gefühl ankämpfen, doch seine innere Unruhe wollte einfach nicht weichen.

Warum nur, dachte er, warum nur? Was ist in dieser Zeit passiert? Was hat sich verändert?

Sein Atem beruhigte sich allmählich, aber seine innere Gelassenheit kehrte nicht zurück. Er hatte das Bedürfnis, sich setzen zu müssen und suchte in der Nähe einen Stein aus, der die richtige Größe für ihn hatte und so flach auf seiner Oberfläche war, dass er als bequemer Sitzplatz dienen konnte.

Pinky ließ sich darauf nieder und nahm seinen Rucksack ab, stellte ihn neben sich, drückte den Kragen des Mantels in die Höhe und blieb sitzen, wobei er sich sehr schnell fragte, worauf er eigentlich wartete.

War es die Veränderung, die seiner Meinung nach eintreffen würde? Bisher hatte er sie nur gespürt, und er glaubte auch nicht, sie sich eingebildet zu haben, von nun an rechnete er damit, sie auch sehen zu können. Hier war etwas anders geworden, das gesamte Gebiet stimmte nicht mehr. Hier wandelte die Angst wie ein unsichtbares Gespenst umher. Selbst die normale abendliche Ruhe kam ihm unnatürlich vor. Er drückte seinen Kopf zurück, um gegen den Himmel zu schauen, der ein dunkles Muster zeigte. Das Grau der anbrechenden Nacht überwog alles, die Wolken waren für ihn als helle, davonfließende Schatten zu sehen, die sich den Gesetzen des Windes beugten. Pinky wünschte sich, dort oben zu sein, um den Gefahren der Erde entschweben zu können, doch er wusste auch, dass dies nicht möglich war, jemand wie er musste auf dieser Welt bleiben, und er musste sich den Tatsachen stellen.

Es war nicht beklemmend still, weil sich der Wind immer wieder meldete. Pinky hörte seinen eigenen Atem, der sich mit den Windgeräuschen vermischte, und sein Blick glitt in die Leere des Landes hinein bis dorthin, wo eigentlich der Schatten des Klosters zu sehen sein musste, von der Dunkelheit aber alles vertuscht wurde.

Hinter seiner Stirn spürte er einen leichten bohrenden Schmerz und drückte mit zwei Fingern gegen die Haut, als wollte er den Stichen befehlen, sofort zu verschwinden.

Doch sie blieben. Es konnte am Wetter liegen, musste aber nicht.

Bisher jedenfalls hatte sich Pinky nicht besonders wetterfühlig gezeigt. Oder hing es mit dem Licht zusammen?

Der Landstreicher war irritiert. Vor ihm in der Dunkelheit hatte er den grellen Reflex gesehen, der allerdings schnell wieder zusammengefallen war, so dass Pinky an eine Täuschung glaubte.

Er war gewarnt!

Pinky Eagle stand zwar nicht auf, er änderte nur seine Sitzhaltung und setzte sich starr hin.

Wieder tanzte der Lichtfunke auf, doch diesmal blieb er bestehen.

Es stand niemand vor ihm, der in der Dunkelheit fotografierte, und es war auch kein Wetterleuchten, dafür war die Quelle einfach zu nahe.

Auch die Luft hatte eine Veränderung erfahren. Sie war noch kälter geworden. Eine ungewöhnliche Kälte, die sich Pinky nicht erklären konnte. Als wäre sie aus einer anderen Welt gekommen, die hinter einem riesigen Kühlschrank lag, deren Tür offen stand.

Pinky Eagle stand auf.

Seine Bewegungen waren langsam und sehr angespannt wirkend.

Er schaute noch immer dorthin, wo sich das Kloster befinden musste, denn genau da war das Licht aufgefunkt.

Wieder sah er das Blitzen!

Funken tanzten plötzlich durch die Luft. Sie rasten aufeinander zu, sie holten sich gegenseitig ein, und die bildeten plötzlich einen hellen Kreis, der in der Luft schwebte, als wäre er von dünnen, nicht sichtbaren Bändern gehalten.

Das war nicht normal, das war auch kein normales Licht, denn es sah so aus, als wollte es die Finsternis zerstören. Es riss Lücken hinein, der große, helle, auch bleiche Kreis durchschnitt die Finsternis wie ein rundes Messer.

Pinky konnte eigentlich, nur staunen. Das tat er auch, gleichzeitig aber kroch die Angst in ihm hoch, denn er sah auch, dass sich dieser grelle Lichtkreis auf ihn zubewegte.

Und dann hörte er ein Geräusch, mit dem er im ersten Moment nicht zurecht kam.

Ein Vibrieren und ein gleichzeitiges Donnern, das sich nur auf dem Erdboden verteilte. Automatisch schaute Pinky nach unten, ohne allerdings etwas sehen zu können. Die Erde bewegte sich nicht, nur eben dieses Donnern war zu hören.

Er dachte an eine Gefahr aus der Tiefe. Erdgeister, die aufgeschreckt worden waren, kamen ihm in den Sinn, bis er feststellte, dass dieses Geräusch synchron mit dem Licht voranschritt. Je mehr sich die fahle und doch grelle Helligkeit auf ihn zubewegte, umso stärker hörte er das Donnern im Boden.

Das Unheil tanzte auf ihn zu.

Schon jetzt schrien seine Gedanken nach Flucht, doch eine Gegenkraft hielt ihn fest. Aus weit geöffneten Augen, leicht vorgebeugt und zitternd dastehend schaute er dem funkelnden Unheil entgegen, das durch keine Barriere mehr gehalten werden würde und freie Bahn hatte. Aber das Licht schwebte nicht nur hoch in der Luft, der Kreis hatte eine Basis, die ebenfalls hell erleuchtet war.

Die bekam er zu sehen.

Und diesmal wollte er seinen Augen nicht trauen. Nein, das konnte es nicht geben, das war schrecklich, gleichzeitig unbegreiflich. Er hatte den Tod schon in zahlreichen Variationen gesehen, aber nicht in der Gestalt einer geisterhaften, auf einem Schimmel sitzenden Nonne…

***

Währenddessen stand Reverend Peters auf dem Kirchturm und beobachtete das bleiche Licht, für dessen Existenz er keine Erklärung hatte.

Es wanderte durch die Nacht, schien sich durch nichts aufhalten zu lassen.

Obwohl sich der Pfarrer von der wandernden Lichtquelle ziemlich weit entfernt befand, überkam ihn trotzdem das Gefühl der Furcht, die wie ein Bohrer war, der sich in seinen Leib hineinpresste, um zu einer Zange zu werden, denn etwas Heißes und Kaltes zugleich umklammerte sein zuckendes Herz.

Hier oben kam ihm richtig zu Bewusstsein, wie Recht der Landstreicher doch gehabt hatte. Diese Nacht war nicht wie alle anderen, er sah sie als Zentrum des Unheils an, dem er persönlich nicht entfliehen konnte. Auch wusste er nicht, was er dagegen unternehmen sollte, denn andere Kräfte waren mächtiger als er. Wie ein kleines Licht kam sich der Reverend vor.

Was wollte dieses Licht? Hatte es ein Ziel, oder zirkulierte es nur einfach durch die Dunkelheit?

Reverend Peters wusste es nicht. Da konnte er nur raten. Obwohl er noch weit entfernt stand und auch aus ziemlicher Höhe über das Land schaute, fühlte er sich schon bedroht. Was da flackerte, war nicht normal. Eine Erklärung für ein derartiges Licht gab es nicht, denn in dieser Gegend standen auch keine Lampen oder Laternen.

Es war da, es setzte seinen Weg fort, und es zog die Blicke des Pfarrers an wie ein Magnet. Er hatte sich aus dem Turmfenster gebeugt und konnte jetzt erkennen, dass sich das Licht auch auf dem Boden abzeichnete, es dort aber anders aussah als in der Höhe. Da bildete es keinen Kreis, sondern war mit einem kompakten Gegenstand zu vergleichen, der sich seinen Weg suchte.

Plötzlich stoppte es.

Den Grund erkannte Peters nicht.

Er glaubte aber, einen Schrei gehört zu haben. Sehr weit entfernt und schnell wieder verschwunden.

Der Kreis bewegte sich wie ein überdimensionales Lasso aus Licht.

Er jagte hoch in die Luft und ging an einer ebenfalls hellen Stange oder was immer es sein mochte.

Peters schauderte zusammen. Wenn ihn nicht alles täuschte, hatte der Kreis bereits die Kirchturmhöhe erreicht, fiel dann etwas nach unten und gleichzeitig nach vorn, als wollte er sich auf das nächste Ziel konzentrieren.

Es war die Kirche!

Und damit auch er.

Plötzlich kriegte er Angst und fühlte sich auch in der Höhe nicht mehr sicher. Fluchtartig verließ er den Turm, um sich in seiner Kirche

vor dem Unheil zu verstecken…

***

Pinky Eagle merkte nicht mal, dass er nicht in der Lage war, auch nur eine Wimper zu bewegen. Er stand da wie ein Denkmal und schaute dem Unwahrscheinlichen entgegen. Das Bild, das sich ihm bot, traf zwar voll und ganz sein Blickfeld, es drang aber, nur intervallweise bis zu seinem Gehirn vor.

Da war zuerst das Pferd. Ein Schimmel beim ersten Hinsehen, beim zweiten jedoch sah es künstlich aus, als wäre das Tier selbst eine durchsichtige Lichtgestalt, dessen Kopf von einer Trense umschlungen war, die sich als dunkle Streifen abmalte. Die Zügel schienen von der Nonne gehalten zu werden.

Sie saß etwas schief auf dem Pferd, als würde sie jeden Augenblick an der linken Flanke herabfallen. Durch den rechten ausgestreckten Arm war ihr Körper in eine Schräglage gelangt, und mit der Rechten hielt sie eine Stange fest, die wie eine lange Leuchtstoffröhre aussah.

Auf der einen Seite zerfaserte die Röhre und wurde zu einem gewaltigen Kreis, der sich aus einer wahren Orgie aus Lichtblitzen zusammensetzte. Der Griff um ihre rechte Hand schimmerte golden, es konnte durchaus ein Degen oder Säbel sein, den sie festhielt, aber das nahm Pinky nur am Rande wahr. Wichtiger war die Nonne selbst.

Sie trug eine schneeweiße Haube auf dem Kopf, die der Wind nach hinten geweht hatte. Das Gesicht unter der Haube sah etwas dunkler aus, erinnerte ihn aber in seiner Unbeweglichkeit an fleischfarbenen Knetgummi mit hastig hineinmodellierten Gesichtsmerkmalen und sehr kalten Augen.

Um ihre Gestalt herum wehte ein mächtiger Umhang. Durchsichtig und gleichzeitig kompakt, schneeweiß wie eine frisch aus der Wäsche gezogene Gardine.

Der Umhang sollte die Gestalt der Nonne verdecken, was er nicht ganz schaffte, denn durch die Bewegungen und auch durch den Gegenwind wurde er nach hinten geschleudert und gab den Blick auf einen Körper frei, der nur dunkel war.

Beinahe sogar schwarz…

Das alles bekam Pinky zu sehen. Das nahm er auch auf, und dann war die Nonne bei ihm.

Der Landstreicher riss beide Arme in die Höhe. Mit dieser verzweifelten Geste wollte er versuchen, das über ihn hereinbrechende Unheil zu stoppen, doch es war vergebens. Er konnte es einfach nicht schaffen. Die Welt um ihn herum veränderte sich in Sekundenschnelle. Die Dunkelheit kehrte sich in das glatte Gegenteil um. Er konnte plötzlich nichts mehr sehen, bemerkte allerdings, wie sich der Lichtkreis dem Boden entgegensenkte, um ihn zu umfassen wie ein

Lasso.

Dann stand er im Licht.

Nur im Licht!

Er schrie, als er die Kälte spürte, die sich paradoxerweise in eine brutale Hitze umwandelte, als sie durch seinen Körper raste. Die Kälte verbrannte ihn, doch er wurde nicht bewusstlos. Er bekam mit, wie das kalte Feuer von seinen Füßen an immer höher stieg, schon bald die Brust erreicht hatte und hoch bis zum Kinn zog.

Pinky sah es nicht, er spürte nur, wie Haut wegschmolz und er längst den Kontakt mit dem Boden verloren hatte.

Er fiel ineinander, er kippte zu Boden, und ein letzter Gedanke durchraste ihn.

Warum knistere ich wie Papier…?

Dann war er tot!

Der Lichtkreis fuhr in die Höhe. Wieder zerteilte er die Luft wie ein blendendes Lasso, schlug dort Ringe und andere Kapriolen und bewegte sich schlangengleich weiter.

Hufen trommelten auf den Boden. Ein dumpfes Echo begleitete die unheimliche Nonne auf ihrem weiteren Ritt in den Abend. Das sollte ihre Nacht werden, die Schreckensnacht der weißen Nonne…

***

Im Wagen sitzend hatte ich vom Klang der Glocke nichts gehört. Als ich ausgestiegen war, vernahm ich die letzten Echos, als wollten sie mich vor dem Unheil warnen. Das aber hatte mit dem Schlag der Glocken nichts zu tun.

Ich war zu Anina gelaufen, denn ich hatte sie einfach nicht leiden sehen wollen. Nichts anderes war mit ihr geschehen. Dieser fremde Anblick hatte sie von einem Augenblick zum anderen in eine schreckliche Lage hineingebracht, so dass sie mir vorkam wie eine Prophetin, deren düstere Voraussagen sich leider erfüllt hatten.

Anina zitterte derart stark, dass ich sie festhalten musste. Sie war sowieso schon nach innen und gleichzeitig in die Knie gesackt, so dass es ihr unmöglich war, aus eigener Kraft auf den Beinen zu stehen.

Mit allerdings angehobenem Kopf starrte sie der Lichterscheinung entgegen, der auch ich nicht mehr ausweichen konnte, obgleich sie sich noch ziemlich weit von uns entfernt befand.

Auf einem hellen Pferd saß eine weiße Reiterin. Eine menschliche Gestalt, die durchscheinend war.

Ein Gespenst?

Nein, auch kein Geist – nur eben eine Veränderte, die das Licht dirigierte. Von ihrer Hand floss der grelle Ring in die Höhe und erhellte die nähere Umgebung.

Plötzlich fiel der Lichtkreis nach unten.

Er sackte einfach weg. Den Grund konnte ich nicht sehen, aber ich glaubte, einen fernen Schrei zu hören. Sehr leise, dennoch als Schrei zu identifizieren. Es war der Schrei eines Menschen.

Für die Dauer einiger Sekunden hatte sich das Licht als Kreis auf dem Boden ausgebreitet und dort eine bleiche Insel geschaffen. Funken sprühten an den Rändern hoch wie elektrische Ladungen. Der Lichtkreis blieb noch für eine kurze Zeitspanne in Bodenhöhe, dann schnellte er wieder hoch und zerriss das Dunkel.

Der Boden vibrierte, kein Schrei klang auf, aber die unheimliche Gestalt auf dem Pferderücken sprengte davon, ohne sich um uns zu kümmern. Sie jagte wie ein bleicher, funkelnder Blitz durch den dunklen Abend.

Aninas Stöhnen weckte mich aus meiner Erstarrung. Erst jetzt merkte ich, dass ich sie noch immer festhielt. Meine Griffe waren ziemlich hart, denn sie sprach flüsternd davon, dass ich ihr weh tat.

Ich entschuldigte mich und ließ sie los.

Meine Befürchtungen, sie könnte sich nicht auf den Beinen halten, trafen nicht zu. Zwar taumelte Anina einige Schritte zur Seite, dann hatte sie sich wieder gefangen, schlug die Hände vor ihr Gesicht und schüttelte den Kopf.

Ich gab ihr die nötige Ruhe, obwohl mir die Fragen unter den Nägeln brannten und ich davon ausging, dass Anina mir zumindest einige davon beantworten konnte. Als ich meine Hand sacht über ihr Haar fahren ließ, löste sie die Hände vom Gesicht. Sie drehte sich und brauchte meine Nähe. Umschlungen standen wir da und schauten in eine bestimmte Richtung, wo es wie Wetterleuchten durch die Finsternis huschte.

»Meine Ahnung hat mich nicht getrogen, John«, hörte ich ihr Flüstern. »Es ist alles so eingetroffen, wie ich es erwartet habe, beinahe noch schlimmer.«

»Okay, es ist vorbei. Ich möchte nur von dir wissen, ob du reden kannst?«

»Ich hoffe es.«

»Du hast sie genau gesehen?«

»Natürlich.« Anina sagte es stockend. Dabei nickte sie. »Ja, ich habe sie nicht nur gesehen, ich habe sie auch erkannt!«

»Muss ich raten?«

»Nein, du weißt es sicherlich, aber ich will es dir trotzdem sagen. Es war die Äbtissin, es war Virginia, die ach so Ehrwürdige Mutter des Klosters.«

Damit hatte sie mich nicht überrascht, doch es musste mehr dahinterstecken, und vielleicht konnte mir Anina bei der Lösung helfen.

Ein Schauder floss über ihren Körper. »Es ist alles so furchtbar«,

flüsterte sie. »Ich habe es immer befürchtet. Es gibt etwas hinter den Klostermauern, das so schlimm ist. Ich sehe es jetzt aus einem anderen Blickwinkel. Ich habe in den letzten Sekunden mein Leben überdacht, John, und bin auch zu einem Ergebnis gekommen.«

»Zu welchem?«

»Ich kann es dir noch nicht sagen, weil ich erst noch mehr Beweise haben möchte.«

Wenn sie nicht wollte, okay, obwohl ich neugierig war und eine raffinierte Frage stellte. »Es gab also einen Grund für das Auftauchen der Äbtissin.«

Sie hob die Schultern.

»Du kennst ihn, denke ich.«

Sie atmete aus und schaute zu, wie die Luft kondensierte. »Ich weiß nicht, ob ich ihn genau kenne, aber er hängt natürlich mit dem Kloster zusammen. Es ist irgend etwas passiert.« Sie nickte sich selbst zu. »Ja, es ist etwas passiert.« Dann drehte sie sich aus meinem Arm und ging mit gesenktem Kopf zum Wagen. »Lass uns fahren, John.«

»Wohin?« Ich schaute sie an. Als einsame Gestalt stand sie neben dem Rover.

»Zum Kloster natürlich. Nur dort können wir das Geheimnis lüften und alles wieder in die Reihe bringen.«

»Kannst du dir denn vorstellen, wohin die Nonne geritten sein könnte?«, fragte ich beim Gehen.

»Nein.«

»Sie hat eine bestimmte Richtung genommen.«

»Wenn ich mich recht erinnere«, sagte ich, wobei ich die Fahrertür aufzog, »befindet sich dort eine Kirche.«

Für einen Moment starrte sie mir in die Augen. »Das stimmt, John. Woher weißt du das?«

»Ganz einfach. Du hast es mir gesagt.«

»Sorry«, sagte sie müde und drehte mit einer ebenso müden Bewegung den Kopf. »Das Licht flackert noch immer. Ich weiß nicht, ob sie auf die Kirche zureitet, aber wenn sie es tut, dann frage ich mich, was sie damit bezwecken will.«

»Das weiß ich auch nicht. Könnte es sein, dass sie die Kirche hasst? Es läge auf der Hand, wenn wir davon ausgehen, dass Virginia dem Bösen verfallen ist.«

»Meinst du wirklich?«

»Hätte sie sonst so gehandelt? Ich denke auch an die Waffe, die mir vorkam wie ein Lichtschwert. Oder hast du dafür eine andere Erklärung?«

Anina schüttelte den Kopf. »Nein, das ist mir neu.«

Ich fragte nicht mehr weiter, sondern stieg ein. Erst nachdem auch sie saß, fing ich wieder an. »Du kennst die Waffe also nicht?«

»So ist es.«
»Wie gut kennst du dann die Äbtissin?«
»O nein.« Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht. »Ich habe sie zur Kenntnis genommen, das ist alles. Ich hatte so gut wie kein Gespräch mit ihr. Ich bin ihr aus dem Weg gegangen und sie mir. Sie hatte nur zwei Vertraute, ich gehörte nicht dazu. Außerdem kann sie nicht vom Bösen besessen sein, John.«
»Weshalb nicht?«
»Wäre sie dann sonst in die Klosterkapelle gegangen und hätte dort gebetet?«
»Hast du das gesehen?«
Sie starrte mich an. »Himmel, jetzt wo du es sagst, fällt es mir ein. Sie war nie in der Messe, wenn ich dabei war. Sie ist immer mit ihren beiden Vertrauten gegangen. Das fand ich am Anfang seltsam. Ich habe auch mit den älteren Schwestern darüber gesprochen. Man sagte mir, dass ich mich daran gewöhnen würde. Die Äbtissin hat sich zwar nicht gerade als Heilige bezeichnet, aber sie hat uns immer zu verstehen gegeben, dass sie in Ruhe in der Kapelle mit den Heiligen sprechen wollte.«
Ich lächelte schief. »Habt ihr das wirklich geglaubt?«
»Ja, ja, natürlich.« Anina nickte. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie überzeugend sie war. Nur ihre beiden Vertrauten durften sie begleiten.«
»Wie heißen sie denn?«
»Schwester Monica und Schwester Larissa.«
Die Namen sagten mir nichts. Ich wollte auch keine weiteren Fragen mehr stellen. Was wir hier durchackerten, war die reine Theorie.
Mir kam es darauf an, die Praxis zu erleben, und das konnte ich nur im Kloster.
»Gut«, sagte ich, »fahren wir zum Kloster und schauen wir es uns mal aus der Nähe an.« Diesmal allerdings fuhr ich mit der vollen Beleuchtung. Das Fernlicht enthüllte uns ein fremdes Umfeld, das wie durch große Hände von der Dunkelheit befreit worden war. Es war ein sehr flaches Land, trotz kleiner Mulden und buckliger Hügel.
Ein aus dem Boden ragender Felsen erweckte mein Interesse auch deshalb, weil seine Einschlüsse silbrig schimmerten. Daneben lag etwas Dunkles, dessen Form selbst im grellen Licht nicht so recht zu erkennen war. Jedenfalls machte es mich misstrauisch. Wir fuhren langsamer heran, beide sahen wir zugleich, dass es ein Körper war, wenn auch verfremdet.
Anina neben mir sah aus, als wolle sie jeden Augenblick in die Höhe springen und durch das Dach schießen. Ein zischendes Geräusch drang aus ihrem linken Mundwinkel, dann blickte sie mich an. Ich fuhr weiter, ohne etwas zu sagen und schwieg auch, als der Wagen neben

dem starren Etwas stoppte.

»Willst du mit mir aussteigen?«

»Natürlich, John. Es ist ein Toter, nicht wahr? Er muss umgekommen, er muss dabei sogar verbrannt sein.« Ihr Blick richtete sich nach innen. »Denkst du dabei auch an das grelle Licht?«

Ich enthielt mich einer Antwort und verließ den Rover. Um die Kühlerhaube musste ich herumgehen. Ich hatte das Fernlicht gelöscht und verließ mich auf den Strahl meiner Bleistiftleuchte, der zuckend über den Boden wanderte und schließlich einen Körper anleuchtete, der im Prinzip keiner mehr war.

Mein Mund trocknete aus, als ich das Etwas sah. Eine gekrümmte, völlig verbrannte Gestalt, über die der Wind hinwegfuhr und von einigen Stellen kleine, schwarze Stücke löste, die wie dunkle Flocken davonwirbelten.

Ich ging in die Hocke. Anina kam zu mir. Ich hörte ihre gedämpft klingenden Tritte. So leise wie möglich bewegte sie sich und beugte sich dem makabren Fund entgegen.

Wenn der Körper verbrannt war, hätte er noch warm sein müssen.

Ich strich mit einer Hand darüber hinweg, spürte aber nur die knisternde und kalte Asche zwischen den Fingern. Der war zwar verbrannt, aber nicht auf normale Art und Weise.

»Es war das Licht«, murmelte Anina. »Es muss das Licht gewesen sein, John.«

»Dann ist die Äbtissin eine Mörderin.«

Die junge Frau widersprach mir nicht. Sie strich ihre Haare zurück. »Ja, es sieht so aus.«

»Und warum ist das geschehen? Wie kann die Chefin eines Klosters eine Mörderin sein?«

»Ich weiß es nicht, John. Aber es kommt ja noch etwas hinzu. Sie hat diesen Mann ja nicht auf eine normale Art und Weise umgebracht. Diese Frau ist so etwas wie eine Lichtquelle, eine Ausgeburt der Magie, sage ich mal.« Anina zuckte zurück. »Habe ich Magie gesagt?«, hauchte sie.

»Das hast du.«

»Ich wollte es nicht.«

»Aber du wirst kaum falsch dabei liegen.« Es brachte nichts, wenn wir über den Tod dieses Menschen noch lange herumrätselten, wir mussten ihn hinnehmen, und wir mussten seine Mörderin finden.

Wenn ich mir den Körper im Lampenschein anschaute, dann sah er so aus, als würde er aus fettiger Holzkohle bestehen.

Anina machte mich auf einen Rucksack aufmerksam, den sie dicht neben dem Felsen gefunden hatte. Gemeinsam untersuchten wir ihn und holten seinen Inhalt hervor. Pullover, eine Hose, Unterwäsche, teilweise schmutzig, einige Landkarten, auch Papiere, die uns

Hinweise auf die Identität des Toten gaben.
Wir fanden heraus, dass der Mann Pinky Eagle geheißen hatte.
Wenn wir eins und eins zusammenzählten, mussten wir bei Durchsicht des Gepäcks zu dem Entschluss kommen, dass es sich bei dem Toten um einen Landstreicher handelte.
»Ihn wird wohl kaum jemand vermissen, denke ich.«
Ich gab Anina Recht. »Ja, ein derartiger Mensch ist eine ideale Beute. Furchtbar…«
»Fahren wir weiter?«
Ich war einverstanden, denn für den Toten konnten wir nichts tun.
Er war durch und durch dem Lichtschein ausgesetzt worden und zu einer Masse verbrannt, die mich an fettige Holzkohle erinnerte.
Schichtweise lag sie übereinander, auch dort, wo sich einmal das Gesicht des Mannes befunden hatte. Selbst die Augen konnten wir nicht mehr sehen. Sie hatten sich tief in die Höhlen zurückgezogen, falls sie überhaupt noch vorhanden waren. Als ich aufstand, hörte ich die besorgten Worte meiner Begleiterin. »Das ist der erste gewesen, John, ich hoffe nicht, dass sich die Mordserie fortsetzt.«
»Damit müssen wir rechnen.«
Anina verdrehte die Augen. »Und was sollte das für einen Sinn haben?«, fragte sie scharf.
»Ich kann es dir nicht sagen. Du kennst die Äbtissin besser.«
»Eben nicht.«
»Wenn es einen Sinn hat, falls man überhaupt davon sprechen kann, möchte ich den Begriff lieber durch das Wort Motiv ersetzen. Auch diese Tat ist nicht grundlos geschehen, da muss einfach etwas dahinterstecken, dessen bin ich mir sicher. Um an dieses Geheimnis zu gelangen, werden wir das Kloster auf den Kopf stellen.«
Sie nickte nur, wobei sie über meine Antwort nachdachte. »Motive«, murmelte sie, »oder auch Sinn. Das ist doch für einen normalen Menschen nicht nachvollziehbar. Ich habe eher den Eindruck, dass auch der Tod dieses Menschen etwas mit dem zu tun hat, was mich in dieses Kloster führte. Soll ich schon Schicksal sprechen?«
»Vielleicht, Anina. Es kommt darauf an, wie du dich persönlich siehst.«
»Ich kann es dir nicht sagen. Ich bin ein Medium.«
»Das bezweifle ich nicht.«
»Aber kein Allerweltsmedium, und das meine ich nicht einmal sarkastisch. Ich bin ein Medium, das für einige Menschen interessant geworden ist, da brauche ich nur an Dubbs zu denken. Aber ich gehe noch weiter. Würdest du unterstreichen, dass mich das Schicksal an sich in das Kloster geführt hat? Dass es mir praktisch den Weg gewiesen hat, dass die Gleise schon fertiggestellt worden sind?«
»Es kann sein. Wie lange bist du im Kloster gewesen?«

Sie lächelte. »Nicht einmal ein Jahr.«
»Das ist wenig.«
»Meine ich auch. Doch dieses Jahr muss eigentlich gereicht haben für die Aufgabe, die mir das Schicksal zugeteilt hat.«
»Haben dir deine Eltern geraten, ins Kloster zu gehen?«
Sie schüttelte den Kopf. »Nein, auf keinen Fall, denn meine Eltern sind tot. Ich war noch ein Teenager, als sie starben. Beide hatten Krebs. Meine Mutter verstarb vier Monate vor dem Vater. Es war eine schreckliche Zeit für mich. Ich kam in ein Heim für junge Mädchen, dem auch eine Schule angeschlossen war. Dort gab man mir eine gute Ausbildung. Ich verließ die Schule mit einem hervorragenden Abschluss und wollte eigentlich Lehrerin werden. Durch ein Stipendium kam ich auf eine Universität. Und da erwischte es mich dann. Ich vernahm einen Ruf und spürte, über welche Kräfte ich verfügte. Ich fand mich damit ab, aber der Ruf verstärkte sich zusehends. Deshalb ging ich in das Kloster, denn dort hat er mich hingeführt.«
»Du hast das Studium unterbrochen?«
»Ich konnte es noch vollenden.«
»Und wie war das im Kloster?«
»Für meine außergewöhnlichen Fähigkeiten war es der ideale Ort. Ich konnte sie dort ausleben, sie entwickelten sich weiter. Es war einfach wunderbar.«
»Dich hat auch niemand dabei gestört?«
»Nein, überhaupt nicht.«
»Was sagte die Äbtissin dazu?«
»Ich habe nur kurz mit ihr darüber gesprochen. Sie hat es zur Kenntnis genommen, mehr nicht. Aber wenig später erschien dann dieser Dubbs. Ich möchte ihn nicht, doch er zeigte ein übergroßes Interesse an meiner Person. Ich konnte mich eigentlich nicht mehr befreien. Er war, das gebe ich zu, auch stärker als ich, und mittlerweile habe ich das Gefühl, dass er alles bewusst gemacht hat. Er schaffte es sogar, mich aus dem Kloster zu holen.«
»Mit dem Einverständnis der Äbtissin?«
»Das nehme ich doch an.«
»Wie ging es weiter?«
»Den Rest kennst du. Ich fand mich in der normalen Welt nicht mehr zurecht. Meine Fähigkeiten blieben natürlich. Es gelang mir, mit den Toten Kontakt aufzunehmen, ich konnte mit den Seelen sprechen, und manchmal hatte ich den Eindruck, kein normaler Mensch zu sein.« Sie senkte den Kopf und schaute auf ihre Füße.
»Lach nicht, John, wenn ich dir sage, dass ich mir vorkam wie ein Engel.«
»Ich werde mich hüten, über dich zu lachen.«

Anina freute sich. »Würdest du mir sogar glauben?«

»Ja – denn ich weiß genau, dass hier einige Punkte zusammenkommen und sich verdichten. Ich bin der festen Überzeugung, dass du zwischen den Grenzen der verschiedenen Welten pendeln kannst. In dir steckt eine enorme Kraft, wobei ein anderer versucht hat – eben Dubbs – sie für sich und seine finsteren Pläne auszunutzen. Er sorgte dafür, dass es zu dieser Katastrophe kam, wobei er sich überschätzte, denn die Toten haben sich schrecklich an ihm gerächt.«

Anina nickte sehr langsam. Sicherlich erinnerte sie sich an die Szene im Haus der Aldrins, als der gefährliche Spiritist von den Totengeistern geholt worden war.

Sie hob die Schultern. »Das ist es gewesen, John. Zumindest der erste Teil. Ich bin gespannt, was uns im Kloster erwartet, wie meine ehemaligen Mitschwestern darüber denken.«

Das war ich auch. Beide stiegen wir wieder in den Wagen, wobei sich meine Gedanken mit Anina beschäftigten. Dass sie außergewöhnliche Kräfte besaß, wusste ich. Sie hatte es mir bewiesen, als sie ihren Körper auflöste und ihn als feinstoffliches Wesen in den meinen hineinschob. Da waren dann aus zwei Personen eine geworden.

Eine Tatsache, die mich noch immer grübeln ließ. Anina verfügte über außergewöhnliche Fähigkeiten. Ich konnte mir vorstellen, dass sie andere Personen damit schon in Verlegenheit gebracht hatte. Sicherlich auch die Äbtissin Virginia, die so gar nicht auf ihrer Seite stand.

»Wohin?«, fragte ich.

»Geradeaus.«

»In den Himmel, nicht?«

»Oder in die Hölle«, erwiderte sie düster…

***

Reverend Peters hatte den Turm verlassen und war wieder in seine Kirche gegangen. Hier fühlte er sich wohler, hier war auch seine Angst etwas zurückgedrängt worden, denn die dicken Mauern und das Innere der Kirche gaben ihm einen gewissen Schutz.

Er konnte diese Erscheinung einfach nicht vergessen. Sie war so unerklärbar und so anders gewesen, dazu weit entfernt, aber das musste nichts zu sagen haben. Der Pfarrer hatte trotzdem das Gefühl, mit ihr noch in Kontakt zu treten. Grundlos jagte sie nicht als Gespenst durch die Gegend.

Er hatte auch keine Vorstellung davon, wer oder was sie sein konnte. Nur wenn er an sie dachte, dann spürte er die Angst. Er traute sich auch kaum, die Kirche zu verlassen und die wenigen Schritte hinüber bis zu seinem Pfarrhaus zu gehen, denn dann hätte er ein Stück der

feindlichen Umwelt durchqueren müssen.

Stattdessen betrat er die kleine Sakristei, wo eine große Anrichte mit zwei breiten Türen stand. Das Möbelstück enthielt zahlreiche Gegenstände, die für die Messe gebraucht wurden, unter anderem auch dicke Wachskerzen. Die Dochte standen noch jungfräulich aus den oberen Kerzenenden hervor, und der Pfarrer klemmte sich einige von ihnen unter den linken Arm. Mit ihnen betrat er die Kirche und verteilte sie an gewissen Stellen. Es war ihm einfach zu düster zwischen den Mauern, und hinter den Fenstern lauerte ebenfalls die Dunkelheit, wobei hellere Schatten hindurchwischten, wenn er schräg in die Höhe schaute und den Himmel betrachtete.

Da jagte der Wind die Wolken vor sich her, und wie ein Gejagter fühlte er sich auch. Er konnte der Furcht nicht Herr werden, sie wuchs von Minute zu Minute, was sich auch äußerlich bemerkbar machte. Je mehr Dochte er anzündete, umso stärker zitterten seine Hände.

Schließlich hatte er es doch geschafft, in der Kirche durch die Flammen ein neues Gesicht zu schaffen.

Sie schufen andere Muster. Sie ließen ihren Widerschein über Boden und Wände huschen. Manchmal entstanden Schattengestalten, als hätte sich das Gestein geöffnet, um schlimme Geister zu entlassen, die dort eingeschlossen waren.

Peters ging auf den Altar zu. Er war sehr schlicht. Das Kreuz stand über ihm. Bisher hatte es ihm immer Hoffnung gegeben, nun aber begann er zu zweifeln. Der Pfarrer fühlte sich zwar nicht verlassen, aber seine Sicherheit hatte gelitten. Er hatte eine Erscheinung mit den eigenen Augen gesehen, es war im Prinzip kein schreckliches Bild gewesen, dennoch hatte es ihm Furcht eingejagt, wahrscheinlich deshalb, weil er keine Erklärung wusste.

Nicht einmal beten konnte er. Das erschreckte den Mann. Er schaffte es, darüber nachzudenken und dachte daran, dass er einfach zu durcheinander war, um die entsprechenden Worte zu finden. In seinem Kopf liefen die Gedanken und Vermutungen kreuz und quer.

Die Lichter gaben nicht nur Wärme ab, auch der Wachsgeruch breitete sich in der Kirche aus. Das Holz der Bänke glänzte im Licht der Flammen, und Peters überlegte, ob er sich in eine Bank setzen und warten sollte.

Warten? Auf wen?

Auf die unheimliche Lichterscheinung, die durch die Schwärze der Nacht getanzt war. Er wünschte sie sich nicht in seiner unmittelbaren Nähe, wollte gleichfalls nicht abstreiten, dass sie sich möglicherweise die Kirche als Ziel ausgesucht hatte.

Wenn das stimmte, was er annahm, wie sollte er sich dann verhalten? Der Reverend wusste sich keinen Rat. Er bedauerte es allerdings, dass er Pinky Eagle hatte gehen lassen. Unter Umständen

hätte ihm der Landstreicher einen Rat geben können, aber der Mann war leider weit weg, und er hätte ihn auch nicht mehr rufen können.

Es war nicht einfach, es war überhaupt ein Dschungel geworden aus Furcht und unerklärlichen Vorgängen. Bisher war der Geistliche damit nicht konfrontiert worden, seine Probleme waren andere gewesen, in dieser Nacht jedoch würde er sich stellen müssen.

Er hatte es kaum mitbekommen, dass er sich in die erste Bankreihe gesetzt hatte. Mit langsamen Bewegungen stand er auf, wobei ein Seufzen über seine Lippen drang. Er hatte es nicht einfach, das wusste er genau, aber er wollte auch nicht aufgeben. Vielleicht gab es noch eine Chance für ihn. Bisher hatte er sich vor diesen Dingen nicht gefürchtet, sein Gottvertrauen war stark gewesen, nun würde es auf eine harte Probe gestellt werden.

Bei diesem Gedanken erhob er sich von seinem Platz und schritt durch den Mittelgang auf die Kirchentür zu.

Himmel, wie oft war er diesen Weg schon gegangen, doch nie mit einem Gefühl wie heute. Sein Herz schlug überlaut. Auf der Stirn stand der Schweiß in kleinen Perlen, die Lippen zuckten, als wollte er sich selbst etwas sagen und sich damit Mut machen.

Als er seine Hand auf den eisernen Türgriff legte, spürte er eine Kälte wie Eis. Sie ging von dem Metall aus, und die Gänsehaut auf seinem Rücken verstärkte sich.

Der Reverend zog die Tür auf. Wie immer knarrte und jammerte sie. In dieser Stille kamen ihm die Geräusche besonders laut vor, als wollten sie ihn verhöhnen.

Es ist normal, sagte er sich. Es ist alles normal. Nichts hat sich verändert. Nur du bist derjenige, der sich auf einmal so anstellt. Reiß dich endlich zusammen. Durch den Türspalt pfiff der Wind in sein Gesicht. Er war wie ein feuchtes Tuch, das gegen seine Haut schlug.

Der Pfarrer zwinkerte, als wäre er irritiert.

Er blieb im Zug stehen und überlegte, ob er die Kirche tatsächlich verlassen sollte. Schließlich überwand er sich selbst und trat nach draußen.

An der Kirchentür fing sich immer der Wind. Auch jetzt stürmte er gegen ihn, und Peters zog den Kopf ein. Nur wenige Schritte brauchte er zur Seite zu gehen, um den unmittelbaren Einfluss der Windstöße zu verlassen. Er blieb stehen und strich sein Haar zurück.

Eigentlich hatte er damit gerechnet, in eine sehr tiefe Finsternis zu treten. Seiner Meinung nach passte sie einfach zu den Vorgängen.

Jetzt war er schon überrascht, dass er sie nicht so vorfand. Die Nacht war nicht so dunkel, sie zeigte sich ihm mehr als ein graues, zum Himmel hin sogar klareres Gebilde, denn die Wolken segelten in einer ziemlich großen Höhe dahin. Es war kein Dunst vorhanden, eine klare Sicht erlaubte ihm, die Schatten der Bäume zu sehen, Hecken und

Büsche. Das alles noch gehörte zum Grundstück der Kirche, doch einen Friedhof beherbergte das Gelände nicht. West- und Eastbury hatten eigene Gottesacker, obwohl sie sich die Kirche teilten.

Peters hatte sich die Richtung genau gemerkt. Er musste um die Kirche herumgehen, wenn er das Licht sehen wollte. Eigentlich war er nicht scharf darauf, doch da gab es auch den Drang, der ihn vorantrieb. Geduckt ging er weiter und hielt sich dabei immer sehr nahe an der düsteren Kirchenmauer. Sein Gesicht war angespannt, die Augen weit geöffnet, die Lippen lagen dicht zusammen.

Wieder erwischte ihn der Wind. Eine Bö peitschte seine Jackenschöße zur Seite. Er duckte sich und blieb erst stehen, als er die breite Südseite der Kirche erreicht hatte.

Hier konnte er möglicherweise etwas entdecken, falls die Erscheinung die Richtung beibehalten hatte.

Zunächst sah er nichts.

Die Dunkelheit der Nacht schwebte über dem Land wie ein grauer Schleier. Die gleichen Wolken wanderten über den Himmel. Da die Kirche etwas erhöht stand, konnte er weit in der Ferne die Lichter von Westbury sehen. Sie schienen ihm zuzublinzeln, aber das war wohl mehr eine Einbildung seinerseits.

Kein Baum schränkte seine Fernsicht ein, aber auch kein unnatürliches Licht drang an seine Augen. Nichts wies auf etwas Fremdes, Unerklärliches hin.

Oder doch?

Zuerst zwinkerte er, dann konzentrierte er sich schon auf den Schein, der durch die Dunkelheit wanderte und anscheinend ein Ziel zu haben schien. Wenn ja, dann musste es das Kloster sein.

Der Pfarrer fragte sich, ob sich der Schein so verändert haben konnte. Wenig später wusste er die Lösung. Was sich da in der Ferne auf das Kloster zubewegte, hatte nichts mit Übersinnlichen oder unerklärlichen Vorgängen zu tun. Das war einfach ein Auto, das sich dem Kloster näherte, mehr nicht.

Ein erleichtertes Lächeln huschte über die Lippen des Pfarrers. Er wollte sich nicht nervös machen lassen. War es möglich, dass er sich bei der ersten Lichterscheinung getäuscht hatte? Dass es ebenfalls nur ein Fahrzeug auf dem Weg zum Kloster gewesen war. Er wollte es gern glauben, nur brachte er es nicht fertig.

Das seltsame Geräusch erschreckte ihn.

Es war ein leises Rumoren, ein gedämpftes Donnern, als wäre eine Trommel angeschlagen worden. Zuerst nur leise, dann immer lauter, und das dabei entstehende Geräusch hörte sich allmählich sehr bedrohlich für ihn an.

Seine Nackenhaut zog sich zusammen.

Wieder dachte er an die Erscheinung, obwohl er sie noch nicht zu

Gesicht bekommen hatte. Noch hörte er den Gruß aus der Ferne, aber er kam näher und näher, und der einsame Mann duckte sich.

Vor ihm befand sich kein Weg, nur die freie Fläche. Von dort erreichte ihn auch das Trommeln.

Ein Schatten entstand in der grauen, irgendwie auch gläsernen Dunkelheit. Groß, breit, trotzdem relativ schmal und auch hoch. Der Pfarrer wusste nicht, wie weit der Schatten von ihm entfernt war, aber er kniff geblendet die Augen zusammen, als er den Lichtbogen sah, der urplötzlich wie aus dem Nichts erschienen war.

Das Licht bewegte sich, aus dem Bogen wurde ein Kreis. Den sah Peters erst, nachdem eine Weile vergangen war, so lange hatte er die Augen geschlossen gehabt.

Der Anblick raubte ihm den Atem.

Das ungewöhnliche Licht reichte aus, um die Finsternis in der Luft zu zerschneiden. Gleichzeitig jedoch fiel es zurück bis auf den Untergrund und erreichte dabei auch die beiden Gestalten, die wie zusammengewachsen wirkten.

Da war einmal das helle Pferd, zum zweiten die Gestalt, die auf dem Rücken des Tieres hockte.

Reverend Peters presste seine Hand gegen den Mund, um einen verräterischen Schrei zu unterdrücken. Er hatte die Erscheinung jetzt zum zweitenmal gesehen, doch diesmal sah er sie sehr deutlich und konnte es sich einfach nicht erklären.

Zudem hatte er Glück im Unglück, denn die Gestalt war nicht auf ihn zugeritten. Sie hatte sich ein anderes Ziel ausgesucht, aber der Reverend wusste längst, mit wem er es zu tun hatte. Die Reiterin kannte er von seinen Besuchen im Kloster, doch jetzt wollte er einfach nicht glauben, dass die Äbtissin auf dem Rücken des hellen Pferdes saß.

Sie sah so anders aus, so kalt und auch gefährlich. Zwar trug sie noch die Tracht der Nonne und auch die gewaltige Haube, doch sie schien zu Flügeln geworden zu sein, die hinter ihrem Kopf herwehten und sie weiter antrieben.

Der Reverend sah ihr helles Gesicht, und der weite, helle Umhang umwehte einen Körper, mit dessen Aussehen er nicht zurechtkam.

War er schwarz und verbrannt, und stand deshalb im krassen Gegensatz zu dem hellen Gesicht?

Peters wusste dies alles nicht. Er fürchtete sich davor und lehnte sich gegen die Mauer der Kirche. Ihm war auch klargeworden, dass er so schnell nicht mehr zurück in das Gotteshaus konnte, denn vor dem Eingang hatte die unheimliche Nonne ihr Pferd gezügelt. Das Tier tänzelte, es schnaubte. Vor den Nüstern dampfte der Atem. Die Nonne hatte den Zügel sehr straff gezogen, das Pferd stellte sich auf die Hinterbeine und wieherte.

Darum kümmerte sich der heimliche Beobachter nicht. Sein Blick verfolgte den Arm der Äbtissin und vor allen Dingen den Gegenstand, den sie in der Hand hielt.

Er sah aus wie eine lange Röhre, die von einem kalten Lichtschein erfüllt war. Am Ende der Röhre begann der grelle Kreis, ein Ring aus Licht, das nie zur Ruhe kam, sondern immer wieder kleine Blitze an den Außenseiten abstrahlte. Das Bild erinnerte den Geistlichen an eine verfinsterte Sonne, wo nur noch die Corona heller strahlte.

Was hatte die unheimliche Gestalt vor?

Der Reverend merkte, dass seine erste Furcht verflogen war und der Neugierde Platz geschaffen hatte. Hinzu kam, dass er sich für seine Kirche verantwortlich fühlte. Er wollte auf keinen Fall, dass ihr etwas geschah, und deshalb musste er sie auch verteidigen.

Es war in seiner Lage schon mutig von ihm, sich dieser Gestalt noch mehr zu nähern, wobei er allerdings dicht an der Hauswand blieb und plötzlich stoppte, als die Äbtissin ihrem Pferd die Hacken in die Weichen rammte.

Das Tier gehorchte augenblicklich.

Es sprengte vor. Sein Ziel war das Portal der Kirche. Es sah so aus, als sollte es von den Hufen des Tieres zerstört werden, um freie Bahn zu haben, doch das geschah nicht.

Die Äbtissin reagierte. Sie schwang ihren rechten Arm, und der helle Lichtkreis bewegte sich ebenfalls.

Er wuchtete nach vorn, er traf das dicke hölzerne Portal – und, der Pfarrer glaubte seinen Augen nicht zu trauen, er zerstörte das dicke Holz der Tür.

Funken sprühten auf, als der Widerstand brach. Die Tür krachte zusammen, aus dem Holz schossen blasse Flammen hervor, als die Tür nach vorn kippte, um mit einem lauten Aufprall am Boden zu landen, da wusste Peters, dass er verloren hatte.

Jetzt war der Weg für die Äbtissin frei.

Stolz wie eine Siegerin ritt sie in das Gotteshaus hinein…

***

Stille – Totenstille breitete sich auf dem Hof des Klosters aus, wo wir den Rover abgestellt und ihn verlassen hatten. Die wuchtigen Mauern warfen düstere Schatten in den Hof, das Tor war offen gewesen, wir hatten normal hindurchfahren können.

Wir sahen kein Licht. Nicht ein Strahl, nicht ein Flackern drang durch die zahlreichen Fenster des düsteren Haupthauses, dem noch ein Nebenbau angegliedert war.

Die Schritte der jungen Frau knirschten auf dem Kies, als sie zu mir kam. »Ich verstehe das nicht«, sagte sie leise. »Ich komme damit nicht zurecht, John.«

»So war es also noch nie?«
»Richtig, so finster ist es noch nie hier gewesen. So dunkel und auch so anders.«
»Wie meinst du das?«
Sie lachte leise. »Verlassen, John, verstehst du? Es ist so schrecklich verlassen. Ich habe, als wir durch das Tor fuhren, sofort eine nie gekannte Depression verspürt, als wäre alles anders geworden und all das vergangen, an das ich einmal geglaubt habe. Es ist furchtbar für mich«, flüsterte sie.
Ich konnte sie verstehen. Tröstend legte ich einen Arm um ihre Schulter. Ich lauschte dem leisen Weinen nach, dann erkundigte ich mich nach den anderen Nonnen. »Wo sind sie?«
»Keine Ahnung.«
»Schlafen sie?«
»Nein, um diese Zeit noch nicht.«
»Könnten sie in der Kapelle sein?«
»Die Abendmesse ist vorbei.«
Ich nahm die Antwort zur Kenntnis und gestand mir selbst ein, dass dies ziemlich beunruhigend war. Tief in meinem Kopf war ein schrecklicher Verdacht aufgestiegen, doch daran wollte ich zunächst nicht denken, aber ich konnte ihn auch nicht ganz abschütteln.
Wenn ich die Stille mit dem Begriff Totenstille verglich, dann steckte schon dieses Wort darin, eben Tod. War es möglich, dass keine der Nonnen mehr am Leben war und nur mehr die Äbtissin existierte?
Zuzutrauen war es ihr, beim Absturz der Maschine hatte auch niemand Rücksicht genommen.
»Ich kann mich in deine Gedanken hineinversetzen, John«, flüsterte Anina. »Sie sind furchtbar, und ich möchte darum beten, dass du dich damit nicht mehr beschäftigst.«
»Sind sie denn so falsch?«
»Leider nein.«
Ich blieb beim Thema. »Du könntest dir auch vorstellen, dass keine deiner Mitschwestern noch am Leben ist?«
»Hör auf, John, hör auf…«
»Dann lass uns hineingehen.«
Anina atmete tief durch, bevor sie sich streckte. Sie musste sich die Kehle freiräuspern, dann war sie die erste, die auf den Eingang des Klosterbaus zuging.
Alles sah grau aus, auch das Gemäuer des Klosterbaus und ebenfalls die Treppe mit den breiten Stufen, die Anina hochging wie eine müde alte Frau, denn sie hielt den Kopf gesenkt und hatte Mühe, die Beine anzuheben.
Ich folgte ihr ebenfalls relativ langsam. Vor der Tür wartete sie auf mich. Der Wind fuhr in ihr Haar, und sie strich es immer wieder aus

dem Gesicht. Die etwas mädchenhaft wirkende Anina war zu einer schmalen, hilfebedürftigen Gestalt geworden, die ihr ganzes Vertrauen in mich setzte.

»Ist die Tür offen?«, fragte ich.

»Das wird sie wohl.«

Da Anina sich nicht traute, probierte ich es. Die Klinke ließ sich etwas schwer nach unten drücken, aber meine Befürchtungen verstärkten sich nicht. Ich konnte die schwere Tür nach innen drücken und dahinter einen sehr dunklen Flur betreten, in dem nicht der geringste Lichtreflex die Finsternis durchdrang.

Das änderte sich, als ich die Lampe einschaltete. »Willst du kein Licht machen?«, fragte Anina.

»Vorerst nicht. Die Lampe muss reichen.«

Sie war damit einverstanden. »Gut, und wohin sollen wir jetzt gehen? Hast du schon einen Plan? Weißt du Bescheid?«

»Ja, ich hatte mir gedacht, nach deinen Mitschwestern zu schauen. Wo habt ihr eure Zimmer?«

»Komm mit.« Sie drehte sich nach links und ging vor mir her. Hinter der Tür hatte kein Gang gelegen, sondern eine kleine Halle, in der auch einige Möbelstücke standen. So sah ich mehrere Stühle und auch zwei niedrige Schränke.

Im Schein meiner schmalen Leuchte ging Anina vor mir her. Das Licht wanderte über einen sehr blank gescheuerten Boden, auf dem es spiegelnde Reflexe hinterließ, die manchmal bis an die unteren Seiten der hell gestrichenen Wände heranreichten, während der Boden mit dunkelroten Fliesen belegt war.

Wir bemühten uns beide nicht, besonders leise zu gehen. Unsere Schritte hallten in dem Gang, den wir mittlerweile betreten hatten.

Sehr bald schon sah ich die ersten Türen auf der rechten Seite, und Anina blieb auch stehen.

Sie deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die Tür. »Das ist mein Zimmer gewesen.«

»Willst du hineingehen?«

»Ich… ich weiß nicht …«

»Was hindert dich daran?«, fragte ich ebenso leise, wie sie zuvor gesprochen hatte.

Sie hob die Schultern. »Ich weiß es auch nicht. Irgendwo fürchte ich mich davor.«

»Soll ich gehen?«

Erleichterung zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab. So erübrigte sich eine weitere Antwort. Ich lächelte ihr noch einmal zu und öffnete die Tür. Nicht sehr hastig, auch nicht zu vorsichtig, sondern einfach nur normal. Auf der Schwelle blieb ich stehen, während Anina hinter mir blieb und ich ihren warmen Atem in meinen Nacken blies. Ich

leuchtete in den Raum. Der leise Schrei erschreckte mich.
Anina hatte ihn ausgestoßen, und sie tat das gleiche wie ich.
Es war ein Chaos!
Jemand hatte in ihrem Zimmer gehaust wie ein irrer Teufel und seiner Zerstörungswut freien Lauf gelassen. Da war nichts mehr so, wie es einmal gewesen sein musste. Jemand hatte das Bett zertrümmert. Das Laken war zerrissen, die Matratze zerfetzt. Ich sah den Schmutz und den Schmier an den Wänden, ich sah auch die Holzstücke, die einmal ein Schrank gewesen waren, doch jetzt verteilt auf dem Boden lagen, als hätte jemand seine Wut mit einer Axt an den Gegenständen ausgelassen.
»Mein Gott«, hauchte Anina hinter mir.
Auch mir hatte es die Sprache verschlagen, und meine Kehle war sehr eng geworden. Mit einem derartigen Chaos hätte ich nicht gerechnet, ich konnte es mir auch nicht erklären und schüttelte den Kopf, als Anina gerade mich nach dem Grund fragte.
»Es kann nur die Äbtissin gewesen sein.«
»Das streite ich nicht ab.«
Ich bewegte meine rechte Hand und außerdem auch den Lichtfinger, so dass er kreisförmig durch den kleinen Raum wanderte, auch an den Wänden hochglitt und ein schlichtes, braunes Holzkreuz erfasste, das mit der kurzen Seite nach unten an der Wand hing. Ein Bild des Spotts und des Hohns, denn so hängten Satanisten Kreuze auf.
Mich schauderte, als ich das sah, aber es gab noch mehr zu entdecken. All dieser widerliche Schmutz auf dem Boden, dessen Oberfläche wie Schleim glänzte, als der Lichtfinger darüber hinwegglitt.
Anina tippte auf meine Schulter. Ich drehte mich halb um, so dass sie sich neben mich stellen konnte. Ihr Gesicht war wie eingefroren.
Ihre Augen waren nicht starr geblieben, sie zuckten immer wieder, aber die Tränen hielt sie zurück. Mit gepresster Stimme fragte sie mich: »Was ist das für ein Geruch…?«
Es stimmte. Auch mir war dieser Geruch aufgefallen. Und er gehörte bestimmt nicht zu denen, die sich in einem Kloster ausbreiteten, denn es stank einfach widerlich. Der Geruch von verbranntem Schwefel, von irgendwelchen Exkrementen mischte sich zusammen, und er raubte uns beinahe den Atem.
»Was immer wer hier getan hat Anina«, sagte ich, »er hat es bewusst getan. Er wollte deine Werte zerstören, er wollte dir zeigen, dass deine Zeit hier vorbei ist.«
»Warum denn?«
»Ich kann es mir nur so erklären, dass es allein mit dem Tod des Spiritisten zusammenhängt.«
»Meinst du wirklich?«

»Das ist nur eine Theorie, aber doch nicht so von der Hand zu weisen.«

Sie nickte sehr bedächtig und erkundigte sich, als würde sie zu sich selbst sprechen: »Ob es in den anderen Kammern auch so aussieht?«

»Wir werden es überprüfen.«

»Und was ist mit meinen Mitschwestern?«, fragte sie mit zitternder Stimme. »Wir sind jetzt im Kloster und haben noch immer nichts von ihnen gehört. Keine Stimme, kein Atmen, gar nichts, auch keine Schritte. Mein Gott, was ist das?«

Ich sprach meine Befürchtungen nicht aus, aber ich traute dieser Äbtissin alles zu. Das umgekehrt an der Wand hängende Kreuz zeigte mir zudem, welchen Weg sie eingeschlagen hatte. Es war der, der ins Verderben führte, in die Hölle, dem Satan entgegen. Was sie früher einmal gehasst und abgelehnt hatte, liebte sie jetzt, und umgekehrt.

Ich drehte mich wieder um. »Lass uns weitergehen, wir müssen herausfinden, was hier geschehen ist.«

»Und wenn sie nun alle tot sind?« Anina fragte es mit Erschrecken, und ihre Finger strichen dabei wie hölzerne Gegenstände über meinen linken Arm hinweg.

»Noch haben wir keinen Beweis.«

»Ja, zum Glück.« Mit gesenktem Kopf ging sie vor mir her und blieb an der nächsten Tür stehen. »Mach du es, John, ich… ich kann es einfach nicht, bitte.«

»Okay, keine Sorge.«

Anina distanzierte sich von mir, als ich die Klinke nach unten drückte. Natürlich war ich gespannt und rechnete zudem mit dem Schlimmsten, denn die höllischen Mächte hatten auf Menschenleben noch nie Rücksicht genommen, wenn es ihre Pläne störte.

Ich war erleichtert darüber, dass ich die Tür nicht verschlossen fand. Sehr langsam stieß ich sie auf, ließ sie dann los, um die Hand in die Nähe meiner Beretta zu bringen, die jedoch brauchte ich nicht einzusetzen, denn der kleine Raum brachte mir keine Gefahr entgegen, aber auch kein Leben, obwohl ich die Gestalt auf dem Bett liegen sah und das Licht der Lampe in ein starres oder entspanntes Gesicht fiel.

Lag dort eine Tote?

»Siehst du was?«

Ohne mich umzudrehen, winkte ich Anina zu. Sie war sofort bei mir und schaute ebenfalls auf das Bett. Der Schrei war sicherlich unterwegs, nur löste er sich nicht. Stattdessen schauderte sie zusammen, und als sie ihren Kopf drehte, stand die Frage in den Augen.

Ist sie tot?

Ich löste mich von der Schwelle und ging auf das Bett zu. Nur eines

hatte dieses Zimmer mit dem der Anina gemeinsam. Auch hier hing das Kreuz umgekehrt an der Wand, ein Zeichen, dass die Hölle eingegriffen hatte. Ansonsten waren der Schrank, das Bett, auch der kleine Tisch und der Stuhl völlig in Ordnung.

Allerdings merkte ich auch hier diesen dünnen, nach Schwefelgasen stinkenden Geruch, der mir überhaupt nicht passte. Neben dem Bett blieb ich stehen.

Auch Anina hatte sich überwunden. »Es ist Schwester Christiana«, sagte sie leise.

Ich fasste die starre Person an.

Kalt war die Haut nicht.

»Pulsschlag?«

Ich fühlte nach. Nach einer Weile gab ich die Antwort. »Es ist nichts zu fühlen.«

Stöhnend atmete Anina aus. »Dann… dann ist sie tot. Dann hat man sie umgebracht.«

Das wollte ich nicht so unterschreiben. »Nein, ich denke nicht. Ihre Haut ist noch warm.«

»Was hat das schon zu bedeuten?«

»Für mich lebte sie noch. Es kann durchaus sein, dass sie in einer tiefen Starre liegt, dass Virginia sie bewusst für eine Weile ausgeschaltet hat, um freie Bahn zu haben.«

Da Anina mir keine Antwort gab, ging ich davon aus, dass sie einverstanden war. Aber sie half mir auch mit, denn sie hatte plötzlich eine Idee, die sie auch nicht für sich behalten konnte. »Ich werde es versuchen, John, ich werde dir sagen können, ob sie tot ist oder nicht.«

»Hervorragend. Und wie willst du das tun?«

»Ich setze meine Kräfte ein.«

Im ersten Augenblick wusste ich nicht, was sie damit meinte, und sie musste auch lachen, als sie mein Gesicht sah. Dann aber fiel bei mir der Penny.

Ich wusste ja durch das eigene Erleben, wie mächtig diese Person war, auch wenn sie den Anschein nicht machte. Bestimmt hatte sie nichts zu befürchten, und so nickte ich zum Zeichen meines Einverständnisses.

Ich machte ihr Platz, und Anina stellte sich neben dem Bett auf. Sie beugte sich nach vorn, und Licht meiner kleinen Lampe beleuchtete die etwas gespenstische Szene, die beide Gestalten sehr bleich aussehen ließ.

Anina bückte sich. Beide Hände legte sie gegen die Schulter der Schwester Christiana. Der Kontakt war da, aber nichts geschah mit der reglosen Nonne im Bett.

Bis sich Anina veränderte.

Ihr Körper löste sich zwar nicht vor meinen Augen auf, aber er wurde doch transparent, und dies geschah in gewissen Intervallen.

Er schwebte plötzlich über dem anderen wie dessen Hologramm.

Kein Laut unterbrach diese ungewöhnliche Szene.

Aninas Körper sackte nach unten.

Ein Geist legte sich wie eine hauchdünne Schicht über den anderen Körper. Noch sah ich die Umrisse meiner Begleiterin, im nächsten Moment aber waren sie verschwunden.

Da war Anina eingetaucht in den Körper der Nonne, um ihn zu durchforschen…

***

Diesmal konnte ich nichts tun. Ich blieb auf dem Fleck stehen, und mir stockte der Atem. Dabei hoffte ich, dass wir es richtig gemacht hatten, denn nur wenn wir in die Tiefe gingen, konnten wir auch Informationen bekommen. Sollte die Nonne tot sein, würde ich es durch Anina erfahren, da sie in der Lage war, sich mit den Seelen der Toten in Verbindung zu setzen, um der realen Welt anschließend zu erklären, was sie in der anderen, der entmaterialisierten erlebt hatte.

Ich wartete also und merkte zum erstenmal nach unserem Eintreten in das Kloster, wie langsam doch eigentlich die Zeit verstrich und wie ungeduldig ich war.

Ich wollte, dass etwas passierte, ich brauchte die Informationen einfach und konzentrierte mich auf das Gesicht der bleichen Person im Bett.

Wenn es eine Lösung gab, dann würde sie sich zuerst dort abzeichnen, nahm ich an.

Die »schlafende« Nonne rührte sich nicht. Es war auch nicht zu merken, dass ein zweiter Körper in einer anderen Gestalt von ihr Besitz ergriffen hatte. Was hier ablief, war überhaupt nicht zu sehen, und es stellte sich die Frage, ob wir überhaupt durch diesen Versuch etwas erreichen konnten.

Nicht das leichteste Zucken der Haut, keine Bewegung der Augenlider, einfach nichts.

Sehr laut hörte es sich an, als ich die Luft ausstieß. Irgendwo im Gebäude klapperte etwas. Vielleicht ein loser Fensterladen, der vom Wind bewegt wurde. Das Geräusch machte mich nervös, weil ich an die bedrückende Stille gewöhnt war.

Es verstummte auch sehr bald, so dass ich mich wieder auf die Stille in dem Raum konzentrieren konnte.

Sie blieb.

Sie bedrückte und belastete mich. Ich hatte den Eindruck, als hätte sie einen Geruch bekommen. Dass eine sehr klare Luft den anderen Gestank zur Seite drängen würde.

Das alles bildete ich mir nur ein, denn nichts hatte sich bisher verändert. Von der unnatürlichen Haltung meines Arms schmerzte mir die Schulter leicht, und ich wechselte die Lampe in die linke Hand, ohne die Zielrichtung zu verändern.

Da sah ich etwas.

Ein heller Schatten huschte über das Gesicht hinweg, kam wieder zurück, und einen Moment später breitete er sich schon über dem gesamten Körper aus, jemand stieg aus der Schlafenden hervor, und es war tatsächlich die zweite Gestalt der Anina, die sich als Geistwesen lautlos der Decke zubewegte, sie jedoch nicht ganz erreichte, denn zuvor machte sie kehrt und streckte wie ein normaler Mensch die Beine aus, um den Fußboden zu erreichen.

Als Gespenst stand sie vor mir. Als ich ihr Lächeln sah, da verwandelte sie sich bereits wieder zurück in einen normalen Menschen aus Fleisch und Blut.

Mit diesem Vorgang kam ich noch im mehr nicht zurecht. Wenn Zeit war, musste sie ihn mir genauer erklären. Ich freute mich auch darüber, dass sie gelächelt hatte, dann war ihr ungewöhnlicher Ausflug doch nicht so schlimm gewesen.

»Du bist okay?«, fragte ich sie leise.

»Ja, John, ich bin okay.« Sie antwortete mir mit einer völlig normalen Stimme.

»Was ist passiert? Hast du es herausfinden können?«

»Wir brauchen uns nicht die großen Sorgen zu machen. Christiana ist nicht tot. Sie lebt, wenn auch anders, als wir es gern hätten. Sie ist in eine tiefe Trance gefallen. Ich gehe davon aus, dass dies nicht freiwillig geschehen ist. Man wird sie in diese Trance hineinversetzt haben, und ich denke, dass es die Äbtissin getan hat, damit sie freie Bahn hat und nicht gestört wurde. Ich bin eigentlich froh, dass es so gekommen ist. Sie hat ihr Soll vorläufig erfüllt, denn nun besitzt sie das Kloster für sich allein. Es wird niemand mehr hier sein, der sie stört, denn ich weiß, dass auch die anderen Nonnen in diesen fremden und sehr tiefen Schlaf gefallen sind, das habe ich auf meinem Weg durch den Schlaf und die Träume der Christiana herausgefunden.«

Ich musste es einfach akzeptieren, es blieb mir nichts anderes übrig. Nur wollte ich gern wissen, was sie noch herausgefunden hatte, und ich fragte sie danach.

»Nicht viel, John. Die ›Unterbewusstseine‹ dieser schlafenden Personen haben sich vereint, sie bilden gewissermaßen eine Masse. Dabei sind die Funktionen des Körpers auf ein Minimum reduziert. Ich möchte sagen, dass man sie als scheintot bezeichnen kann.«

»Das ist auch schlimm genug.«

»Sicher.«

»Würdest du dir denn zutrauen, sie zu wecken, falls es einmal nötig

werden sollte?«

»Das müsste ich versuchen, doch nicht jetzt. Wir können froh sein, nicht von meinen Mitschwestern gestört zu werden, und wir sollten uns im Kloster weiter umschauen.«

»Obwohl wir die Äbtissin hier nicht finden werden.«

»Das stimmt schon.« Anina senkte den Blick. Sie wurde sehr nachdenklich. »Da ist noch etwas, das ich herausfand. Ich glaube nicht, dass alle Nonnen in diesen tiefen Schlaf gefallen sind, denn es hat etwas gegeben, das mich störte. Es waren fremde und gleichzeitig auch böse Strömungen vorhanden. Ich habe mir darüber meine Gedanken gemacht und bin auch zu einem Ergebnis gekommen, denke ich.«

»Zu welchem?«

»Erinnerst du dich daran, dass ich dir von zwei Nonnen berichtete, die oft an Virginas Seite gewesen sind?«

»Ja, Larissa und Monica waren ihre Namen.«

»Kompliment, du hast sie gut behalten.«

»Was ist mit ihnen?«

»Wir müssen damit rechnen, John, dass sie sich noch hier im Kloster aufhalten. Virginia wird sie als Wachtposten zurückgelassen haben. Wenn das zutrifft, müssen wir auch davon ausgehen, dass sie versuchen werden, uns zu töten.«

Sie hatte die Tatsachen gelassen ausgesprochen, was mich allerdings nicht überraschte. Es war logisch, dass auch Personen wie die Äbtissin Sicherheiten einbaute, und das Kloster war groß genug, um sich vor uns verstecken zu können.

»Lohnt es sich für uns, nach ihnen Ausschau zu halten?«, fragte ich.

Anina hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, John, aber wenn du es willst…«

»Nicht unbedingt, denn ich gehe davon aus, dass sie uns über den Weg laufen werden.«

»Das kannst du,«

»Wo könnte das sein?«

Anina überlegte nicht lange. »Wir sollten uns das Büro und das Zimmer der Äbtissin anschauen. Ich denke schon, dass wir dort einen Hinweis finden können.«

»Finde ich auch.«

»Wo liegt der Raum?«

Anina lächelte vor ihrer Antwort. »Neben der Kapelle, John. So ungewöhnlich es sich anhört.«

»Warum ungewöhnlich?«

»Weil sie diese kleine Kirche nie mit uns zusammen betreten hat. Da muss es schon etwas Ungewöhnliches geben oder gegeben haben.«

»Genau das hat mich schon immer interessiert«, sagte ich. »Los, lass

uns gehen…«

***

Bei der dritten Tür hatten wir insofern Pech, dass sie abgeschlossen war. Ich rüttelte mehrmals an der Klinke, ohne etwas daran ändern zu können, aber Anina wusste eine Lösung. Ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten wollte sie einsetzen. Sie ließ ihren zweiten Körper entstehen, der wie ein bleicher Schatten durch das Holz der Tür glitt und für mich nicht mehr zu sehen war. Dafür hörte ich wenig später, wie von innen ein Schlüssel im Schloss gedreht wurde und mir sich die Tür öffnete.

»Komm herein. Ich wusste, wo der zweite Schlüssel hängt…«

»Du überraschst mich immer wieder, Anina.«

Sie gab keine Antwort und drehte sich um. Ich erkannte, dass sich die Spannung bei ihr ebenso löste wie bei mir, denn der Gang in dieses Büro hätte auch zu einer Falle werden können.

Und es war ein Büro, nichts anderes. Wir trauten uns jetzt, das Licht einzuschalten. Zwei Wandleuchten und die Schreibtischlampe flackerten auf.

Anina war hinter dem dunklen Schreibtisch stehengeblieben. Ich durchwanderte den Raum und schaute mir dabei die Wände an.

Dort hing kein Kreuz, kein anderes kirchliches oder christliches Symbol. Ich sah auch keine Bilder, nur eben die kahlen Innenmauern, und das wiederum machte mich nachdenklich.

Ich wollte mich auf keinen Fall als Fachmann bezeichnen, aber das Büro einer Äbtissin sah anders aus. Vor einem Schrank mit Glastür blieb ich stehen. Hinter dem Glas sah ich die dicht zusammengedrängt stehenden Akten, doch einen Hinweis auf magische Aktivitäten entdeckte ich nicht.

Anina machte sich am Schreibtisch zu schaffen. Sie zerrte verschiedene Schubladen an den Seiten auf. Bei jedem Aufziehen knallten sie gegen die Sperren. »Was suchst du?« fragte ich. »Etwas Bestimmtes?«

»Nein, nicht direkt.«

»Sondern?«

»Einen Hinweis auf ihr verfluchtes Tun!«, flüsterte sie scharf und nahm sich die andere Seite des Schreibtisches vor, die ebenfalls mit übereinander liegenden Schubladen bestückt war.

Auch hier zerrte sie die erste auf – und lachte. »Ich habe es, John, ich habe es.«

»Was hast du?«

Anina griff mit beiden Händen in die Lade. Das Lampenlicht strich zur Hälfte über ihren Körper, die andere Hälfte blieb im Dunkeln. Sie holte ein in schwarzes Leder gebundenes Buch hervor, das die Größe

eines Fotoalbums hatte. Mit beiden Händen hob sie es hoch und starrte für einen Moment aus finsteren Augen auf den oberen Deckel. Dann ließ Anina das Buch fallen. Mit einem harten Geräusch landete es auf der Schreibtischplatte. Ich hatte mich hinter den Schreibtisch gestellt und beide Hände aufgestützt. Noch wusste ich nicht, was so wichtig an diesem Buch war, aber sie würde es mir sicher sagen.

Anina tippte mit dem Zeigefinger auf das Leder. »Ich habe es gespürt«, sagte sie leise. »Ich habe es deutlich gespürt. Dieses Buch ist das reinste Gift.«

»Magisches Gift?«

»Ja.«

»Was steht darin?«

Anina lächelte hart, bevor sie die erste Seite aufschlug. Mit schwarzer Tinte war dort etwas hingekritzelt worden, dass ich nicht lesen konnte, auch wenn ich die Spiegelschrift einigermaßen beherrschte. Aber dieser Wirrwarr aus Buchstaben und Zeichnungen, versetzt mit irgendwelchen Symbolen, war selbst für einen Geisterjäger zu hoch. Nicht für Anina, sie las, sie nickte dabei und gab mir eine Erklärung, als sie das Buch wieder zuschlug.

»Sie hat ihn beschworen, John, sie hat den Teufel beschworen, um ihm den Weg ins Kloster zu weisen.«

»Andere Frage. Hat er es geschafft?«

Anina dachte nach. »Ich weiß es nicht genau, ich bin mir nicht sicher, ob es schon geklappt hat.«

»Es sieht danach aus?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Sorry, das kannst du nicht wissen, du hast es nicht gelesen. Ich habe so etwas wie Bedingungen gefunden, die der Teufel gestellt hat. Er wollte, dass alles im Kloster und auch in der Nähe vernichtet wird, was ihm zuwider ist.«

Mit meiner Frage wartete ich einen Moment. »In der Nähe auch? Stand das da?«

Sie schlug auf das Buch. »Ja, ich habe mich nicht geirrt. Ich bin befreit, John, ich spüre nicht mehr den Druck des Spiritisten Dubbs hinter mir. Du kannst auch sagen, dass ich den Durchbruch geschafft habe. Und ich habe dich nicht angelogen.«

»Ich weiß, dass du es geschafft hast.«

»Wie meinst du das?«

»Wir werden später über das Rätsel Anina reden«, sagte ich lächelnd, wobei meine Antwort bei ihr keine Unsicherheit verursachte, denn sie lächelte zurück, und in ihren Augen glitzerte es. Wahrscheinlich ahnte sie etwas.

»Du hast gehört, was ich dir sagte?«

»Sicher.«
»Ich wiederhole mich trotzdem. Es soll auch alles vernichtet werden, was außerhalb des Klosters liegt und was den Teufel stören könnte. Da gibt es etwas.«
Ich wusste sofort Bescheid. »Die Kirche!«
»Richtig, John, richtig. Jetzt wissen wir, weshalb die Äbtissin das Kloster verlassen hat. Sie… sie wollte zur Kirche, um dem Wunsch der Hölle nachzukommen.«
Ich fuhr mit der Hand über mein Haar, ein Zeichen, dass ich nachdenken musste, »Wird sie es denn schaffen, dieses mächtige Bollwerk zu überwinden?«
Mit ernster Stimme sagte sie: »John, du kennst sie nicht. Diese Person ist mächtiger, als du dir vorstellen kannst. Sie hat das Kloster im Griff gehabt. Jeder gehorchte ihr, sie besitzt eine gefährliche Aura, der sich keiner entziehen kann.«
»Wie war es mit dir?«
»Ich ging ihr aus dem Weg.«
»Das konntest du?«
»Ja, denn sie kümmerte sich ebenfalls nicht um mich. Wir spürten wohl, dass wir nicht füreinander geschaffen waren.«
Ich dachte daran, wie sehr sich Anina in der letzten Zeit verändert hatte. Von dem mächtigen, aber doch schutzbedürftigen Wesen, als dass ich sie kennen gelernt hatte, war nicht viel geblieben. Vor mir stand eine Frau, die genau wusste, was sie wollte und wo es langging. War sie tatsächlich nur eine einfache Nonne gewesen, die hier im Kloster Schutz gesucht hatte?
Ich glaubte es immer weniger, und als ich ihr Lächeln sah, da war mir klar, dass sie dabei war, meine Gedanken zu erraten. Ich wollte mich durch nichts ablenken lassen, und ich wusste auch, dass ich ihr vertrauen konnte.
Sie legte das Buch wieder in die Schublade zurück. Als Anina den flachen Kasten zudrückte, sagte sie: »Ich werde es mir zu gegebener Zeit holen und es dann verbrennen.«
»Ja, das wird wohl am besten sein.«
»Und wir machen weiter.«
»Schön – wo?«
»In der Kapelle!«
Das hatte ich auch vorgehabt, nur wollte ich den Grund erfahren, weshalb sie gerade dorthin wollte. »Wenn Virginia in der Kapelle war, konnte niemand hinein, weil Monica und Larissa als Wächterinnen vor der Tür standen. Das alles lässt tief blicken. Wenn wir in der Kapelle waren, hatte sich zwar nichts verändert, das aber hat nichts zu sagen.«
»Okay, schauen wir uns den Raum einmal an.«
Anina führte mich wieder. Wir löschten das Licht und verließen uns

wieder auf den Schein meiner Leuchte. Noch immer begleitete uns die bedrückende Stille, die wie ein unsichtbares Bleichgesicht zwischen der Decke, den Wänden und dem Fußboden lagerte. Eine direkte Gefahr hatten wir noch nicht entdeckt, das änderte sich auch nicht, als wir einen anderen Gang betraten, der uns in einen kleinen Anbau an der Rückseite führte, was von der Frontseite aus nicht zu sehen gewesen war.

Vor einer Rundbogentür blieb Anina stehen. Der Eingang war nicht sehr hoch. Vor dem braunen Holz glänzte eine dunkle Klinke.

Ich leuchtete die Tür ab, die in eine Nische hineingebaut worden war. Das Mauerwerk roch etwas nach Kalk.

»Genau hier, wo wir jetzt stehen, hat Virginia immer ihre Leibwächterinnen zurückgelassen«, erklärte mir die Nonne. »Ich bin gespannt, ob sie auch in der Kapelle ihre Spuren hinterlassen hat.«

Sie hatte es, denn kaum hatte ich die Tür spaltbreit geöffnet, da nahm ich schon den scharfen Geruch wahr, der in meine Nase hineinstieg und leider auch den Mund ausfüllte, so dass ich den Eindruck hatte, stinkenden Ruß zu schmecken.

Dieses war kein Haus des Herrgotts mehr, das war mehr zu einer Stätte des Teufels geworden. Kopfschüttelnd überschritt Anina vor mir die Schwelle. Ich hörte sie leise stöhnen, und auch ich atmete gepresst, als ich auf das Chaos in der Kapelle schaute.

Hier hatte ein Dämon gewütet.

Umgestürzte Bänke, zu Boden geschleuderte Kerzen, ein gekippter Altar, gegen den der Schein meiner Lampe fiel. Blumenschmuck, der auf dem Boden lag, zerhackte Kreuze, das alles konnten wir auf den ersten Blick sehen: Ich ballte die Hände zu Fäusten, denn mich hatte die kalte Wut überfallen.

Um nach vorn zu gelangen, mussten wir über die umgestürzten Bänke hinwegsteigen. Anina ging vor mir. Immer wieder hob sie die Schultern und schüttelte den Kopf, auch sie kam mit dem Chaos nicht zurecht. Je weiter wir gingen, umso mehr intensivierte sich ein widerlicher Geruch, der diesmal nicht nach Schwefelgasen stank, sondern nach Fäulnis und Moder. In der Nähe des umgekippten Altars musste sich die Quelle befinden, denn von dort wehte er uns entgegen.

Ich sprang über eine Bank hinweg, erreichte Anina, und vor dem Altar blieben wir für einen Moment stehen.

»Du hast es auch gerochen, nicht?«

Ich nickte. »Ja, Moder… Fäulnis.«

»Was ist der Grund?«

»Das hätte ich eigentlich dich fragen müssen, denn du kennst dich hier besser aus.«

Sie antwortete mir mit einem glucksenden Lachen, doch komisch kannte ich in dieser Kapelle nichts finden, die mich in ihrer Düsternis

an eine große Gruft erinnerte, in der jemand seine Wut ausgelassen hatte. Es war kalt zwischen den rohen, bilderlosen Wänden. Ich empfand es als eine ungewöhnliche Kälte, die ich schon des öfteren erlebt hatte, wenn die Seele eines Menschen als Plasmawesen aus Mund, Nase und manchmal auch den Augen stieg.

Anina hob die Schultern. »Der Geruch ist da, John, aber wo finden wir die Quelle?«

»Im Kloster hast du ihn nie gerochen?«

»So ist es.«

Ich ging einige Schritte nach rechts, weil ich den gekippten Altar umrunden wollte. Die Platte stand hochkant, sehr bald konnte ich hinter die Rückseite leuchten.

Und dort sah ich das Loch!

Im ersten Augenblick nach der Entdeckung zuckte meine rechte Hand zurück, weil ich einfach zu überrascht worden war. Dieses Loch war mehr eine Luke mit sehr konkreten Abmaßen. Längere Breitseiten und schmalere Kopfseiten und eigentlich so lang, dass ein Mensch darin Platz hatte. Deshalb kam mir ein anderer Begriff in den Sinn – ein Grab!

Anina hatte über die Platte hinweggeschaut und auch meine Überraschung bemerkt. »Was hast du gefunden, John?«

»Komm her.« Ich hielt den Kopf gesenkt. Mein Gesicht befand sich über dem Loch. Der Modergestank ekelte mich an.

Ich hörte Anina kommen, drückte mich zur Seite und leuchtete schräg in das Grab. Erst jetzt erkannte ich, dass in dieser Öffnung ein Sarg stand, bei dem der Deckel fehlte. Also hatte dieser Sarg auch jemand beherbergt. Aber wen?

Anina schwieg. Sie hatte dabei eine gerade Haltung eingenommen, den Kopf kaum gesenkt, sondern nur die Augen. Ich sah, wie sie ihre Lippen bewegte. »Darin hat sie gelegen«, flüsterte sie. »Ich bin ganz sicher, dass dies ihr Platz gewesen ist.«

»Meinst du die Äbtissin?«

»Wen sonst?«

Ich räusperte mich. »Verdammt, das musst du mir erklären. Ich kann mir bequemere Orte vorstellen als diesen stinkenden Sarg, in dem nicht mal ein Kissen liegt.«

»Ich sage dir, John, dass sie darin gelegen hat. Nicht immer, aber doch hin und wieder.«

»Und der Gestank?«

»Stammt von ihr!«

Hatte ich mich verhört? Dieses Frauenzimmer gab mir immer mehr Rätsel auf. Ich sah das Lächeln auf ihrem Mund. »Verdammt noch mal, Anina, allmählich komme ich mir leicht auf den Arm genommen vor. Was heißt das? Was weißt du? Wie kommst du darauf, dass sie hier

gelegen hat? Wenn das stimmt, dann müsste sie diesen verfaulten Gestank abgegeben haben.«

»Das meine ich auch.«

Ich zischte die Luft durch Mund und Nase. »Sorry, aber ich bin wohl zu dumm. Soll ich davon ausgehen, dass die Äbtissin dieses Klosters mit einem vermoderten Körper ausgestattet worden ist?«

»Das könnte hinkommen.«

»Trotzdem hat sie das Kloster geleitet. Ein verwestes Etwas mit einem normalen Gesicht.«

»Sie hat stets sehr weite und weiße Kleidung getragen, John.« Ihre Ruhe regte mich auf, und ebenso ruhig sprach sie auch weiter. »Erinnere dich an unsere erste Begegnung. Sie war eingehüllt in ihre weiße Kleidung. Sie hat dabei auf dem Pferd gesessen, der Wind spielte mit ihrer Kleidung, und wir beide haben den Körper sehen können.«

»Das ist richtig.«

»Kannst du dich noch daran erinnern, wie er ausgesehen hat? War er nicht dunkel?«

Ich wollte etwas sagen und kam nicht mehr dazu, denn hinter uns hörten wir ein böses, kratzendes Lachen.

Wir hatten Besuch bekommen, und ich konnte mir vorstellen, dass es Monica und Larissa waren, die beiden Wächterinnen der verfluchten Teufelsnonne…

***

Reverend Peters hatte nicht einmal bemerkt, dass er auf die Knie gefallen war. Die letzten Sekunden waren einfach schlimm und kaum nachvollziehbar für ihn gewesen, er hatte reagiert wie von einer Mechanik angetrieben.

Als er wieder normal sehen und auch denken konnte, stellte er fest, dass er sich in dieser knienden Haltung befand und durch das zerstörte Portal in das Innere der Kirche schauen konnte. In seiner Nähe lag auch die Tür. Über das Holz hinweg huschten letzte Flammenreste. Der entstehende Rauch drang beißend in seine Nase. Er vernebelte auch sein Gesicht und kräuselte ziemlich dicht über dem Boden.

Reverend Peters wartete nicht darauf, bis der Wind ihn vertrieben hatte, sondern raffte sich hoch. Mit ruckartigen Bewegungen kam er auf die Beine, war noch nicht ganz trittsicher und bog den Oberkörper zurück, bis es in seinem Rücken zog.

Dann erst schaute er in die Kirche hinein, und sein Atem stockte.

Was der Reverend zu sehen bekam, war ungeheuerlich. Die Äbtissin war tatsächlich in die Kirche hineingeritten. Peters hörte deutlich das Klappern der Hufe auf dem Gestein. Die unheimliche Gestalt hockte auf ihrem Tier und schwang den Gegenstand, der für ihn ein

Lichtschwert mit anschließendem Kreis war. Sie hatte ihr Pferd in den Mittelgang dirigiert, und dort bewegte sie auch ihren rechten Arm.

Dieses helle Licht wuchtete nach unten. Der Kreis huschte über die Bänke hinweg, und die Macht des ungewöhnlichen Lichts zerstörte das Holz brutal.

Mit schockgeweiteten Augen musste der Geistliche zuschauen, wie das Innenleben seiner Kirche zerstört wurde. Holz brach krachend zusammen, bevor es Feuer fing und die rotgelben Arme in die Höhe schlugen wie tanzende Schleier. Sie waren nicht zu stoppen, weil sie immer mehr Nachschub bekam. Eine Tür brannte lichterloh. Dunkler Hauch wallte durch den Kirchenraum und verdeckte die Gestalt der reitenden Nonne.

Ihre weiße Kleidung leuchtete immer wieder hindurch. Sie sah aus wie ein Gespenst in den Flammen, ohne je von ihnen erfasst zu werden, denn sie schaffte es sogar, das Feuer zu dirigieren, was dem Zuschauer nicht in den Kopf wollte.

Sie ritt zum Altar.

Dabei schlug sie nicht mehr zu. Der Geistliche hatte den Eindruck, dass sich dieses Wesen voll und ganz auf das Zentrum der Kirche konzentrieren wollte.

»Nein!«, keuchte er. »Nein, verdammt, das darf doch nicht wahr sein. Das ist verrückt. Die kann mir nicht die Kirche zerstören!« Er hörte sich selbst schreien, doch kein Laut hielt die Gestalt auf.

Peters überwand sich selbst. Er fühlte sich als Pfarrer für seine Kirche verantwortlich. Er hatte sie zwar nicht erbaut, aber sie war ihm zu treuen Händen übergeben worden. Sie war sein Kind, das er schützen musste.

»Ich werde es nicht zulassen!«, keuchte er, als er über die Schwelle stolperte. »Niemand wird sie mir wegnehmen! Hier wohnt der Herrgott und nicht der Teufel!«

Bei den letzten Worten war er sich nicht mehr so sicher, aber er machte weiter. Seine Füße schleiften über den Boden. Der Rauch wallte wie ein Vorhang vor ihm auf. Er nahm ihm die Luft, und der Reverend musste husten. Er schwankte, presste die Hände vor sein Gesicht und wollte es nicht wahrhaben, dass für ihn alles verloren war. Es würde ihm nicht gelingen, seine Kirche vor den Flammen zu bewahren. Die unheimliche Reiterin war zu mächtig, sie ließ sich nicht aufhalten, und durch das Prasseln der Flammen hörte Peters ihre Schreie.

Schrille Rufe, als wären mehrere Sirenen zugleich angestellt worden. Peters verlor den Überblick. Er fand sich in seiner Kirche nicht mehr zurecht. Mit dem Rücken berührte er die Wand und blieb dort stehen. Er war fertig, am Ende, aber wenn der Rauch durch den Wind in eine andere Richtung getrieben wurde, dann war es, als würde ein Vorhang

zur Seite gezogen, und so konnte er wieder besser sehen, vor allen Dingen die Gestalt auf dem Pferd.

Die Nonne beherrschte die Kirche. Sie hatte den Altar bereits erreicht, und sie hatte auch wieder ihren rechten Arm gehoben, um mit ihrer Lichtwaffe zuzuschlagen.

Peters war klar, dass dieses Licht stark genug war, um das Gestein zu zertrümmern. Er wollte die Person aufhalten, er schrie sie an, tatsächlich aber drang aus seinem Mund nicht mehr als ein krächzendes Flüstern, für die Teufelsnonne kaum hörbar.

Sie schlug nicht zu.

Ihr rechter Arm und damit auch die Lichtwaffe blieb plötzlich auf halbem Wege stehen. Die Szene schien eingefroren zu sein, und nur noch das Licht geisterte zuckend umher, ohne allerdings Schaden anrichten zu können.

Nicht alle Bänke waren zusammengebrochen und von den Flammen erwischt worden. Letzte Reste zuckten auf, Feuerzungen tanzten verspielt über schwarzes Holz. Hitze streifte in Wellen das Gesicht des Pfarrers, der sich nicht von der Stelle rührte und einfach abwartete, ob sich noch etwas veränderte. Er persönlich glaubte eher daran, dass dieser Angriff zum Stillstand gekommen war. Etwas hatte die Nonne gestört und ließ sie innehalten.

In der Kirche roch es verbrannt. Seine Kleidung stank, der Geruch lag auch in seinem Mund, und die Augen des Geistlichen tränten ebenfalls. Die Haut war rauchgeschwärzt. Peters wusste, dass er die eine Bankreihe nicht mehr retten konnte. Das Feuer hatte zum Glück nicht auf die zweite übergegriffen, und in der Kirche gab es keine wertvollen Kunstgegenstände, die hätten zerstört werden können.

Außerdem stand der Altar noch. Wenn er kippte, dann war es für ihn so etwas wie ein böses Omen, vor dem es keine Rettung mehr gab.

Die Reiterin hielt sich noch immer nahe des Altars auf. Sie hockte auf ihrem Pferd. Die weiße Kleidung zeigte nicht mal Rauchflecken.

Selbst das bleiche Gesicht war gut zu erkennen, als die Nonne zum zerstörten Portal der Kirche schaute.

Neben der Tür duckte sich Peters in eine Nische. In ihr stand sonst ein großer Ring mit weißen Kerzen. An diesem Tag hatte keine gebrannt, und so konnte er jetzt Deckung finden, ohne Gefahr zu laufen, von einer Flammenzunge berührt zu werden.

Etwas musste geschehen sein, sonst hätte die Teufelsnonne nicht vor dem Altar gestoppt. Er konnte sich kaum vorstellen, dass sie Angst davor gehabt hätte. Es gab Momente, da konnte Peters einfach nicht glauben, was er sah. So war es auch jetzt. Er kam sich vor, als wäre das alles nicht existent, sondern nur ein Traumgebilde, aus dem er jeden Augenblick erwachen konnte.

Die Äbtissin senkte den Arm. Das geschah langsam, als würde sie

dabei über ein Problem nachdenken, das die Bewegung beeinträchtigte. Die helle Lanze zeigte wenig später gegen den Kirchenboden, und der Lichtkreis war völlig verschwunden.

Die Äbtissin saß auf ihrem Pferd, bewegte die Beine, als wollte sie dem Tier die Sporen geben. Der Schimmel gehorchte und drehte sich. War er Peters beim ersten Anblick vorgekommen wie ein künstliches und im Innern erhelltes Wesen, so reagierte es jetzt wie ein normales Tier. Es ließ sich willig führen.

Die Gestalt ritt davon!

Reverend Peters konnte es kaum glauben. Er stand auf der Stelle und schüttelte den Kopf. Für ihn war es kaum zu fassen. Da war sie in die Kirche geritten, hatte die Zerstörungen angerichtet, und nun verschwand sie wieder.

Der Geistliche zitterte. Er hatte seine Nerven kaum noch unter Kontrolle. Dabei biss er auf seine Unterlippe, nur um ein Klappern der Zähne zu vermeiden. Die Nische lag nicht weit vom zerstörten Ausgang entfernt. Die Reiterin würde sie in kurzer Entfernung passieren, dann würde sie ihn auch zwangsläufig entdecken.

Wie es aussah, wollte sie sich nicht um den Pfarrer kümmern.

Hoch aufgerichtet saß sie auf dem Rücken des Schimmels, ohne dabei nach rechts oder links zu schauen.

Nur den Ausgang hatte sie im Blick, und wie ein Schatten glitten Pferd und Reiterin an der Nische vorbei, ohne sich um den Geistlichen zu kümmern.

Die Nonne verließ die Kirche.

Peters stand lauschend in seinem Versteck. Er fühlte sich wie von kalten Tüchern umwickelt. Dabei konnte er es nicht begreifen, ohne Verletzung davongekommen zu sein. Nur sehr langsam erwachte er aus seiner Starre und nahm die normale Umgebung wieder auf. Er roch den ätzenden Rauch, er sah die Trümmer auf der rechten Seite, er spürte die Kälte, die in der Kirche die Hitze des Feuers vertrieben hatte, und er dachte über die Reiterin nach, die er kannte, denn es war die Äbtissin gewesen, der er einige Male im Kloster einen Besuch abgestattet hatte.

Wie hatte sie sich verändert! Sie war mehr zu einem Monstrum geworden, und ohne es eigentlich zu wollen, glitten die Gedanken zurück in die Vergangenheit, als er ihr gegenübergestanden hatte. Suspekt war sie ihm schon immer gewesen. Er war nie gut mit ihr zurechtgekommen, weil sie kaum Interesse für kirchliche Angelegenheiten gezeigt hatte. Sie war einfach nicht interessiert und so schrecklich kühl und fremd gewesen. Dass sie sich allerdings zu einer derartigen Person wandeln würde, damit hatte er nicht rechnen können.

Erst einige Zeit später löste er sich aus seinem Versteck. Mit müden

Schritten wandte er sich dem Ausgang zu und betrat das Freie.

Vor seinen Füßen lag die verbrannte Tür. Sie war noch als Rechteck zu sehen, wenn er allerdings darüber hinwegschritt, dann brach es knisternd zusammen. Der Geistliche ging mit müden Schritten. Obwohl sein Leben gerettet worden war, wollte er nicht so recht froh werden. Was er hier erlebt hatte, war einfach zu unglaublich und auch zu unerklärlich. So etwas nahm ihm niemand ab.

Mit müden Schritten erreichte er den schmalen Weg vor dem Eingang und blieb dort stehen.

Die Luft war kalt geworden, der Wind schüttelte ihn. Peters hatte seine Hände ineinander verschränkt, als wollte er beten. Seltsamerweise fielen ihm nicht die richtigen Worte ein. Er stand da, schaute ins Leere und hatte den Eindruck, nur eine Figur in einem gefährlichen Schachspiel zu sein.

Er dachte auch an Pinky Eagle, den Landstreicher. Himmel, dieser Mensch hatte Recht gehabt. Seine düsteren Prophezeiungen hatten sich bewahrheitet, aber was genau hinter allem steckte, wusste der Pfarrer auch nicht. Er jedenfalls lebte, und er würde die Spuren des Feuers löschen, das nahm er sich vor.

Er stand im Wind. Sein Blick glitt in die Richtung, wo auch das Kloster lag. Dabei hatte er das unbestimmte Gefühl, als wäre die Nonne dorthin geritten.

Beim ersten Hinschauen sah er nichts.

Dann aber fiel ihm das bleiche, sich bewegende Licht auf, das durch die Nacht huschte.

Das war sie.

Sie ritt wieder zum Kloster zurück und würde wahrscheinlich so tun, als wäre nichts geschehen. Er dachte daran, dass sich bei einer derartig abartigen Person als Leiterin auch alle anderen Nonnen in höchster Gefahr befanden, und er überlegte, was er da ändern konnte. Die Polizei anrufen und von der unheimlichen Nonne erzählen, die Kirchen in Brand steckte? Man würde ihn auslachen und ihm kein Wort glauben. Vielleicht sogar auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen. Eine zweite Möglichkeit wäre gewesen, sich mit der Kirchenleitung des Bistums in Verbindung zu setzen, doch auch das würde nichts bringen. Man würde ihn nur mitleidig anschauen und ihn auch zu beruhigen wissen.

Es sah nicht gut aus. Er war nach wie vor auf sich allein gestellt.

Noch hatte die Nacht nicht richtig begonnen. Sie dauerte noch lange, und sie konnte auch gefährlich werden…

***

Bevor ich mich umdrehte, fing ich einen Blick meiner Begleiterin auf, der mich zur Vorsicht mahnte. Anina selbst trat in das Dunkel zurück,

um mir das Feld zu überlassen. Den Grund wusste ich nicht, wahrscheinlich wollte sie mich testen.

Larissa und Monica, so hießen die beiden Schwestern, die der Äbtissin stets zur Seite gestanden hatten, und ich war gespannt, wie sie aussahen, ob sie auch geschwärzte oder verbrannte Körper hatten, jedenfalls rechnete ich mit allem.

Sie standen da wie eingefrorene Schatten. Ich konnte in der Dunkelheit von ihnen kaum etwas sehen, was sich änderte, als ich meinen Arm bewegte und der Lichtstrahl sein neues Ziel fand.

Ich sah die Gesichter deshalb, weil die beiden ziemlich nah zusammenstanden. Der helle Lichtkegel wischte über sie hinweg, die nichts von irgendwelchen Verbrennungen aufwiesen. Ich konnte sie auch nicht als normal ansehen, dafür waren sie zu verzerrt und bleich. Sie trugen beide Schwesterntracht, hatten aber auf die Hauben verzichtet. Eine hatte blonde, die andere braune Haare, beide sehr kurz geschnitten, so dass sie wie Kappen auf ihren Köpfen lagen.

Sie atmeten. Erst holten sie Luft, dann stießen sie diese wieder aus, und dabei entstanden die röchelnden Geräusche, die Anina und mich irritiert hatten.

Um ihre Nonnenschwester kümmerte sie sich nicht, einzig und allein auf mich konzentrierte sie sich. Wenn ich den Ausdruck in ihren Augen richtig deutete, dann waren sie durchaus bereit, mich ins Jenseits zu schicken, denn in ihren Pupillen strahlte so etwas wie ein funkelnder Hass.

Ich wartete auf einen Angriff. Die beiden taten kaum etwas. Sie bewegten nur ihre Köpfe und schauten sich um. Sie wirkten wie zwei Fremde in dieser Kapelle. Mir war klar, dass ich keine dämonischen Wesen vor mir hatte. Diese beiden waren nur verändert, von den bösen Taten der Äbtissin beeinflusst worden, und die Frau mit den braunen Haaren übernahm als erste das Wort.

»Diese Kapelle gehört uns!« Sie hatte es so gesagt, als sollte ich verschwinden, woran ich natürlich nicht dachte, dafür eine Frage stellte. »Nicht der Äbtissin?«

»Ihr auch!«

»Dann habt ihr sie zerstört!«

»Nein, haben wir nicht«, sagte die Blonde. »Wir haben sie nur verändert.«

»Entweiht!«

»Sie gehört dem Bösen!«, kreischte die Blonde wieder. »Alles andere ist Schund, das muss ausgemerzt werden, und wir haben damit begonnen. Wir werden alles zerstören, was an früher erinnerte. Und niemand kann uns dabei aufhalten, auch du nicht.«

»Und wo ist Virginia?«, fragte ich.

»Unterwegs, aber sie hat gespürt, dass ihr gekommen seid. Sehr bald

schon wird sie hier sein und sich mit euch beschäftigen, falls noch etwas übrig ist von dir und dieser verfluchten Verräterin Anina.«

»Den Verrat habt ihr begangen!«, klang die Frauenstimme aus dem Dunkel. »Nicht ich. Das solltest du dir merken, Monica.«

Die Blonde zuckte zusammen. »Halte deinen Mund, Verfluchte. Halte dich nur zurück. Wir hassen dich!«

»Das ist mir egal. Jedenfalls wollen wir wissen, was hier gespielt wurde. Ihr werdet es mir sicherlich sagen können – oder?«

»Es gehört uns«. sagte Larissa, die Nonne mit den schwarzen Haaren.

»Nicht dem Teufel?«

»Auch!«

»Und was hat Virginia mit dem Satan zu tun?«, fragte ich.

»Sie will seine Braut werden.«

»Aha. Dabei dachte ich, dass sie es schon ist.«

»Noch nicht«, flüsterte Monica. »Sie will es werden, und sie wird es werden. Hier in dieser ehemaligen Kapelle wird sie ihm zu Willen sein, es müssen nur noch einige Vorbereitungen getroffen werden, denn der Höllenherrscher braucht Beweise, dass ihn seine Braut nicht verraten will. Sie wird alles zerstören, was ihm nicht gefällt. Hier hat sie begonnen. Jetzt ist die Kapelle ein Hort des Teufels, und alle aus dem Kloster werden bald die satanischen Feste feiern und als Raum diesen Ort hier benutzen. Dann wird sich die Hölle freuen, denn abermals hat sie einen Platz gefunden, wo man sie willkommen heißt. Es hat lange genug gedauert, es hat große Mühen gekostet, die Kapelle zu verändern, schließlich ist es ihr gelungen.«

»Sie ist kein Mensch mehr«, sagte ich.

»Warum?«

»Ihr Körper ist verbrannt, geschwärzt.«

Beide Nonnen kicherten. Es hörte sich anders an als bei albernen Teenagern. »Geschwärzt, sagst du?«, flüsterte Larissa. »Nein, sie ist nicht geschwärzt worden, sie hat sich selbst gereinigt. Sie hat den Teufel gebeten, das Feuer zu schicken, und er hat ihrem Wunsch entsprochen. Virginia ist durch das Höllenfeuer geschritten. Es hat ihren Körper verändert, das gebe ich zu, ihr das Gesicht aber gelassen. Mit dem Gang durch das Höllenfeuer hat sie bewiesen, wie sehr sie den Teufel mag, und er hat sie angenommen.«

»Schlief sie in diesem Sarg?«

»Ja. Sie wollte immer in seiner Nähe sein. Sie hat die Kapelle ihm geweiht, obwohl unsere Mitschwestern noch hier waren und beteten. Nichts haben sie gemerkt, gar nichts.« Freude klang aus den Worten heraus, die von Anina gedämpft wurde.

»Irrtum, ich habe gewusst, dass etwas nicht stimmt.«

»Du bist eine Verfluchte. Virginia wusste genau, dass sie sich mit dir eine Laus in den Pelz gesetzt hat, aber sie hat dich erst wirken lassen,

um dich zu beobachten, und dann hat sie versucht, dich fertigzumachen. Denk an den Mann, der dich jagte.«

»Dubbs lebt nicht mehr.«

»Sie weiß es.«

»Dann hätte sie einsehen müssen, dass der Teufel nicht gewinnen kann.«

»Sie wird sich selbst um dich kümmern«, sagte Monica.

»Ja, darauf warte ich. Ihr könnt euch beide nicht vorstellen, wie wir uns auf ihre Rückkehr freuen. Sie soll kommen, und sie soll sich endlich stellen.«

Ich wollte die Zeit nicht durch irgendwelche Gespräche unnötig verstreichen lassen. Dieses Chaos in der Kirche gefiel mir nicht.

Noch weniger passte mir, dass sie zu einem Ort des Teufels geworden war, und dagegen musste ich etwas unternehmen.

Es war gut gewesen, dass sich Anina mit ihren beiden Schwestern unterhielt, denn so hatte ich an mein Kreuz herankommen können und die schmale Silberkette so weit hochgezogen, dass mein Kreuz endlich unter dem Kragen des Pullovers hervorglitt.

Es schimmerte auf, und dieser Reflex lenkte die beiden Nonnen von Anina ab.

Sie sahen das Kreuz!

Ich hielt es in der rechten Hand und ging damit einen Schritt auf sie zu.

Im ersten Moment waren sie überrascht. Das Metall schien das Restlicht eingefangen zu haben, um es jetzt abzugeben, denn es strahlte den beiden entgegen, ohne dass es von mir aktiviert worden war.

»Neiiinnn!« Larissa schrie wütend auf. Sie fürchtete sich vor dem Kreuz und duckte sich.

Monica bewegte sich zur Seite. Ihre rechte Hand verschwand unter der Kutte, und sie holte ein Messer hervor, mit dem sie mich angreifen wollte. Sie hatte schon den Arm erhoben, als Anina eingriff.

Plötzlich war sie nur mehr als Schemen zu sehen, der direkt auf die bewaffnete Nonne zuhuschte.

Monica erstarrte vor Schreck. In diesem Moment spürte sie die Macht der anderen Seite, und auch ich war von den Aktivitäten meiner Begleiterin überrascht.

Monica konnte sich nicht wehren. Die zweite Gestalt legte sich wie ein Schleier über sie. Ich leuchtete die Nonne nicht mehr an, trotz der Finsternis aber sah ich ihre zuckenden Bewegungen und den Schleier über ihrem Körper.

Dann nicht mehr, denn er war eingetaucht in die Nonne, die sich nicht mehr bewegen konnte.

Larissa gab es noch. Ich hörte sie schluchzen. Sie hatte sich zur Seite

gedreht, stand an der Wand und presste ihre Stirn gegen das Gestein.

Ich ging auf sie zu.

Als sie meine Schritte hörte, drehte sie sich um. Genau da sah sie mein Kreuz.

Ein gellender Schrei drang aus ihrem Mund. Ein Schrei, wie er auch aus der Hölle hätte kommen können. Als sich ihr das Kreuz zwischen die gekrümmten Finger drückte, da durchstieß ein gewaltiges Zittern ihren Körper.

Die Nonne konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Die andere Kraft, die von ihr so gehasst wurde, war viel stärker. Sie durchjagte den Körper der Frau. Mit dem Rücken prallte er einige Male gegen die Wand, als sie vor- und zurückschlug, dann war es vorbei.

Sie brach zusammen, und ihre Tracht wellte sich dabei in die Höhe wie eine weiße Decke oder ein großes Totenhemd.

Ich drehte mich wieder um, denn es gab noch eine zweite Person.

Im Licht meiner Lampe sah ich sie und schauderte vor diesem Anblick zusammen. In ihrem Körper steckte Aninas Astralleib. Er hielt ihn umfangen, und er führte dabei eine besondere Art von Exorzismus durch. Er trieb das Böse aus ihrem Körper heraus, was nicht so einfach war, denn Larissa geriet von einem Anfall in den nächsten.

Sie wurde durchgeschüttelt, sie trampelte, sie warf sich zu Boden, sie schnellte wieder hoch, sie erinnerte mich an eine Mischung aus Mensch und Tier, sie hatte den Mund weit aufgerissen und ließ die Zunge vorschnellen, auf der sie dann herumbiss. Blut spritzte hervor und auf den Boden. Mich erinnerte sie an einen tanzenden Derwisch, der ebenfalls von fremden Geistern besessen war.

Ihre Augen waren weit aufgerissen. Die Arme hatte sie halb erhoben, immer wieder zuckten sie vor und zurück, als würde sie sich nach einem Rhythmus bewegen, den allein sie hörte.

Ihr Gesicht lief rot an, wurde Sekunden später wieder kreidebleich. Und als sie mit einem letzten Schwung abdrehte, da musste sie sich übergeben. Sie stolperte einige Schritte weiter, stützte sich am Rand der Altarplatte ab und drehte sich dabei so unglücklich, dass sie das Grab am Boden übersah und einen Fehltritt beging.

Sie fiel hinein.

Ich hörte sie schreien, dann war sie stumm.

Auch ich ging den Weg im Schein der Lampe und sah die Nonne gekrümmt im Grab liegen. Mit dem Kopf hatte sie sich noch am Sargrand gestoßen. Jetzt lag er schräg und still wie bei einem Ruhekissen, das einer schlafenden Person die nötige Unterlage gab.

Etwas Helles flimmerte über der Gestalt. Ich wusste, dass Aninas Zweitkörper, nein, es war ihr Körper in anderer Gestalt, den die Nonne verließ.

Er glitt aus dem Schein meiner Lampe heraus und verschwand in

einer dunklen Ecke der Kapelle. Von dort hörte ich auch ihre Stimme, die lauter wurde, als Anina näher kam. »Ich denke, die beiden sind erlöst worden. Wir haben den Bann gebrochen.«

»Vorausgesetzt, dass sie leben.«

»Davon kannst du ausgehen.«

Ich glaubte ihr, dennoch blieben viele Fragen offen. Ich hatte die Erklärungen der beiden Nonnen nicht vergessen. Im Kloster hatte es eine Auseinandersetzung zwischen Virginia und Anina gegeben, und so ganz unschuldig schien mir Anina auch nicht zu sein. Immer stärker fragte ich, wer tatsächlich hinter ihr steckte und wer sie war.

Mir hatte sie wohl nur die halbe Wahrheit erzählt, wenn überhaupt.

Als sie mir in einer bestimmten Art zulächelte, da wusste ich, dass sie meine Gedanken erraten hatte, trotzdem stellte sie eine Frage, die damit gar nichts zu tun hatte. »Bist du okay, John? Hat dich das Messer verletzt?«

»Nein, ich hatte Glück.«

Ihr Lächeln blieb. »Wir hatten beide Glück, aber wir haben es uns auch verdient. Es darf einfach nicht sein, dass eine Kirche dem Teufel geweiht ist. Er soll nicht noch mehr an Macht gewinnen. Seine jetzige ist schon zuviel.«

»Das weißt du?«

»Ja.«

»Dagegen kämpfst du auch?«

Sie nickte.

»Und wer bist du?«

»Anina, die Nonne«, sagte sie und lächelte wieder so geheimnisvoll. Sie drehte mir dann den Rücken zu und ließ mich stehen wie einen kleinen Jungen. Mit zügigen Schritten näherte sie sich dem Ausgang, und ich ging ihr nach wie der Knappe dem Ritter.

Je länger wir zusammen waren, umso mehr hatte sie sich verändert. Sie war tatsächlich zu einer anderen, beinahe schon fremden Person für mich geworden. Okay, ich traute ihr noch, sie stand unerschütterlich auf meiner Seite, aber ich kam nicht mehr mit ihr zurecht. Irgendetwas war da aus dem Ruder gelaufen.

An der Tür drehte ich mich um und leuchtete in die Kapelle hinein. Es sah so aus wie bei unserem Eintritt, trotzdem hatte sich etwas verändert. Ich konnte mich irren, aber ich hatte schon das Gefühl, das Böse vertrieben zu haben.

Leider gab es da noch die Äbtissin. Und sie würde es uns nicht so leicht machen.

Den Weg kannte ich und fand Anina im Gang, wo sie auf mich gewartet hatte. Sie stand im Schein einer Wandleuchte und wirkte sehr ruhig. »So, das hätten wir geschafft.«

Ich steckte meine Lampe weg. »Du hast Recht. Darf ich dich fragen,

welche Pläne du hast, wie es weitergeht?«
Etwas unwillig schüttelte sie den Kopf. »Wir werden natürlich auf Virginia warten.«
Ich trieb die Provokation noch etwas weiter. »Okay, warten wir. Und dann, Anina?«
»Werden wir sie vernichten!«

***

Im schwarz verbrannten Körper der Äbtissin tobte das Feuer, tobten die Schmerzen, die urplötzlich aufgetreten waren, als sie vor dem Altar angehalten hatte, um ihn zu vernichten.
Etwas war schief gelaufen.
Diese Botschaft hatte sie wie ein Stich ins Gehirn erreicht, und sie ging davon aus, dass es eine Wahrnehmung gewesen war, die genau den Tatsachen entsprach.
Dieses Wissen allein hätte ihr die seelischen Schmerzen, die sie allerdings körperlich spürte, nicht zugefügt. Es war etwas anderes gewesen, das sie so quälte, und sie kannte auch den Grund. Die Reaktion des Teufels hatte sie auf diese Art und Weise gemartert. Ihm war ein Platz durch sie geschaffen worden, und sicherlich hatte er bereits bemerkt, dass er ihm wieder weggenommen wurde.
Deshalb diese Folter, deshalb die Schmerzen, die Stiche durch den Kopf, das Brennen in ihrem Körper.
Sie stöhnte auf und fühlte sich auf einmal so schwach. Es gelang ihr nur mühsam, die Zügel zu halten, um dem Pferd nicht freien Lauf zu lassen. Mit der rechten Hand hielt sie ihre Waffe umklammert, die für sie überlebenswichtig war. Dieses magische Lichtschwert hatte ihr der Teufel persönlich überlassen, und es war mit dem grellen Feuer der Hölle gefüllt, durch das auch sie gegangen war. Höllenfeuer war kein normales Feuer. Höllenfeuer brannte anders. Es brachte keine zuckenden und tanzenden Flammen zustande, es vernichtete durch Licht, auch durch Wärme und Kälte.
Es war eben anders.
Es machte vor nichts Halt. Es zertrümmerte Holz und Gestein, sie hätte damit die Kapelle zusammenschlagen können, denn kurz nach dem magischen Angriff verwandelte sich das Feuer der Hölle in normale Flammen.
Sie ritt weiter.
Sie musste zum Kloster, um dort zu retten, was noch zu retten war. Ihr verbrannter, aber trotzdem funktionierender Körper sehnte sich nach Rache. Nur wenn sie es geschafft hatte, würden die Schmerzen weichen, das wusste sie genau.
Ein Name raste immer wieder durch ihr Bewusstsein. Es war der ihrer Todfeindin – Anina!

Sie konnte immer nur an ihn denken. Für sie war er so wie das rote Tuch für den Stier. Zu spät hatte sie bemerkt, wen sie sich da in das Kloster und in ihre unmittelbare Umgebung geholt hatte. O ja, Anina hatte es wunderbar verstanden, sich zu verstellen, aber sie war auch nicht unfehlbar, denn sie hatte Virginia unterschätzt. Und die Äbtissin hatte noch einen Trumpf aus dem Ärmel gezogen und einen alten Bekannten – Dubbs, den Spiritisten – auf Anina angesetzt. Er hatte es tatsächlich geschafft, sie aus dem Kloster zu locken, um sie anschließend nach seinen Vorstellungen zu verändern.

Es war ihm nicht ganz gelungen, aber er hatte Anina Angst einjagen können. Er hatte für den Flugzeugabsturz gesorgt und ihr somit ein schlechtes Gewissen eingeredet. Er hatte herausgefunden, dass sie mit den Seelen der Toten kommunizieren konnte, dass sie auch in der Lage war, die Gestalt zu verändern, wobei sie von einem festen in einen ätherischen Zustand überging.

Dubbs hatte versprochen, dies unter seine Kontrolle zu bringen. Es wäre ihm beinahe gelungen, letztendlich aber hatte Anina von einem Mann Hilfe erhalten, den die Äbtissin ebenfalls hasste und vor dem der Teufel persönlich sie schon gewarnt hatte.

Aber sie würde nicht aufgeben, sie wollte beide vernichten. Was Dubbs nicht geschafft hatte, musste ihr gelingen, denn noch in dieser Nacht sollte die Entscheidung fallen.

Während des Ritts lauschte sie dem Trommeln der Hufe auf dem harten Boden. Die Echos der Geräusche umgaben sie wie ein vom Boden hochsteigender Wirbel, der in ihren Ohren wie ein Donnerhall zu hören war und sie weiterhin antrieb.

Noch konnte sie das Kloster nicht sehen. Das Gebäude lag eingepackt in der tiefen Dunkelheit, doch die Kraft kehrte allmählich zurück. Die Äbtissin war dabei, ihre Niederlage zu überwinden, und sie merkte es daran, dass sich ihre Waffe wieder auflud. Nach dem plötzlichen Schock war sie einfach schwach geworden, das hatte Virginia ebenfalls Angst eingeflößt, nun aber bekam das kalte Lichtfeuer in diesem Schwert einen erneuten Nachschub frisch aus der Hölle. Nie zuvor hatte sie die Waffe so stark gefühlt.

Sie würde damit vernichten.

Türen einschlagen, Mauern verbrennen und zuletzt auch die beiden verfluchten Menschen.

Als sie daran dachte, lachte sie wild auf und hämmerte die Hacken in die Flanken ihres Pferdes…

***

Wir hatten nicht lange zu überlegen brauchen, um einen Platz zu finden, wo wir auf die Äbtissin warten konnten. Es war die kleine Halle direkt hinter der Eingangstür. Von diesem Ort aus hatten wir

einen sehr guten Überblick über den Hof und würden schon ziemlich frühzeitig erkennen können, wann dieser »Besuch« kam.

Ich hatte mir ein Glas geholt, trank es in kleinen Schlucken leer und befand mich auf der Wanderschaft quer durch die Halle. Wir hatten kein Licht gemacht, es war nicht stockdunkel, irgendeine Graue sickerte noch immer durch die Scheiben.

Ich rauchte auch eine Zigarette. Es geschah selten, aber in diesem Fall war ich zu nervös, was nicht allein an den unausweichlich auf uns zukommenden Ereignissen lag, sondern auch in der Person der Anina begründet war, die so gar nicht in den Rahmen hineinpassen wollte.

Sie hatte sich einen Stuhl geholt, darauf ihren Platz genommen und tat so, als ginge sie das alles nichts an. Sie saß da, schlug hin und wieder die Beine übereinander, schaute mir zu, wobei ihr schwach in der Dunkelheit zu sehendes Gesicht ab und zu ein Lächeln zeigte.

Das hätte mich normalerweise nicht gestört. Es ist immer besser, wenn jemand lächelt, als dass er durchdreht. In dieser Nacht allerdings war ich etwas empfindlich, denn ich hatte einfach den Eindruck, dass Anina mir einiges verschwieg, was ihre Person anging.

In einer Metallschale drückte ich die Kippe aus und blies den letzten Rauch durch die Nase. Dann drehte ich mich mit einer entschlossenen Bewegung um, die von Anina ebenfalls bemerkt worden war, denn sie gab sich amüsiert, als ich auf sie zuging und dicht vor ihr mit hängendem Kopf stehenblieb.

»Hast du was, John?«

»Ja.«

»Du bist nervös!«, stellte sie fest.

»Auch.«

»Keine Sorge, wir haben Dubbs geschafft, und wir werden auch die Äbtissin schaffen.«

»Daran habe ich nicht gedacht.«

»Nein?« Ihr noch junges Gesicht mit den dunkel und leicht grünlich schimmernden Augen zeigte einen erstaunten Ausdruck. »Womit hast du dich dann beschäftigt?«

»Mit dir!«

Anina lachte mich an. »Himmel, das kann doch nicht wahr sein! Bin ich denn so interessant für dich geworden? Ich denke, da gibt es andere, mit denen du dich beschäftigen solltest, ohne mich in deine Angelegenheiten einzumischen.«

»Das gebe ich gern zu, Anina, diese anderen gibt es. Aber die sind nicht in meiner Nähe, im Gegensatz zu dir.«

»Ja, das kann ich nicht abstreiten. Aber was beschäftigt dich denn so? Was bin ich für dich?«

»Ich werde es dir sagen! Du bist für mich ein Rätsel. Ein lebendes Rätsel.«

Sie lächelte mich an. »Soll ich das nun als Kompliment auffassen, oder nicht?«

»Es ist mir im Prinzip egal, wie du darüber denkst. Ich bin einfach der Meinung, dass ich viel zuwenig von dir weiß.«

Sie fasste nach meinen Händen, und ich ließ es geschehen. »Ist das so tragisch? Glaubst oder vertraust du mir nicht mehr?«

»Das hat damit nichts zu tun, Anina. Es ist nun einmal so. Ich möchte immer genau wissen, mit wem ich es zu tun habe. Ich möchte nicht, dass mein Partner eine Maske trägt, wenn du verstehst.«

»Nein, denn ich trage keine Maske.«

»Keine sichtbare. Aber du schottest dich ab. Du überraschst mich immer wieder von neuem. Du bist eine Person, die um sich herum eine unsichtbare Mauer gebaut hat. Man kommt an dich einfach nicht heran, wenn du weißt, was ich meine.«

»Ich versuche zu verstehen.«

»Lüg nicht.«

»Bitte, John…«

»Was steckt hinter dir?«

»Ich bin eine Nonne.«

Meine Hände lösten sich aus den ihren. »Ich weiß, dass du eine Nonne bist, meine liebe Anina. Nur ist das nicht alles, denn du bist in meinen Augen mehr, viel mehr.«

»Schön, gesetzt den Fall, ich wäre mehr. Was bin ich deiner Meinung dann?«

Ich trat einen Schritt zurück und gab ihr eine ehrliche Antwort.

»Das eben weiß ich nicht so genau.«

Anina hob die Schultern. »Aber du gibst doch sicherlich zu, dass ich auf deiner Seite stehe.«

»Ohne Zweifel.«

»Damit wären wir schon einen Schritt weiter.«

»Nicht für mich. Ich denke daran, dass ich eher einen zurückgegangen bin.«

»Nein, John, das stimmt doch nicht. Ich habe hier im Kloster gelebt und festgestellt, dass hier einiges nicht in Ordnung war. Hier ist etwas völlig aus der Bahn gelaufen. Bitte, das musst du begreifen!«

»Ist mir auch klar.«

»Dann verstehe ich beim besten Willen nicht, wo dein Problem liegt, John.«

»In der Sache an sich. Ich gebe zu, dass du im Kloster gewesen bist. Du hast da deine Zeit verbracht, was alles gut und schön ist. Wird von mir akzeptiert, aber du hast vergessen, dass du nicht wie deine Mitschwestern einfach so oder auch einem bestimmten Ruf folgend in dieses Kloster gegangen bist.«

»Wie kommst du darauf?«

Ich bewegte meine Hände hin und her. »Ich kann es dir nicht genau sagen, dabei habe ich mich einfach auf mein Gefühl verlassen.«

»Gefühle können täuschen.«

»Das gebe ich zu. In diesem Fall glaube ich allerdings nicht daran. Hinter deinem Erscheinen hier steckt ein Grund.«

»Welcher denn?«

»Ich gehe davon aus, Anina, dass dich jemand geschickt hat. Du bist gesandt worden.«

Sie saß still, räusperte sich und strich dann über ihr Haar. »Geschickt, gesandt, lieber Himmel, auf welche Ideen bist du denn da gekommen? Wer sollte mich geschickt haben?«

»Das möchte ich gern von dir wissen.«

»Ich selbst habe mich geschickt!«

»So gut kannst du nicht lügen!«

Anina schwieg. Sie bewegte ihre Augen, in denen ich plötzlich ein Funkeln sah. Hatte ich durch meine schon lästige Fragerei den Punkt erreicht, wo sie mir zustimmen würde?

Ich hoffte es und schaute dann zu, wie sie mit einer ruckartigen Bewegung von ihrem Platz aufstand. Damit hatte sie mich überrascht, denn diese Geste war keine Erklärung für das, was ich gern von ihr gehört hätte.

»Ich warte noch auf eine Antwort, Anina.«

»Zu spät«, sagte sie und drückte mich zur Seite, als sie vorging.

»Ich weiß nicht, ob du es gespürt hast, ich aber habe es genau. Virginia kommt, und sie ist bereits in der Nähe.« Anina senkte die Stimme. »Ich spüre ihren Hass, denn sie befindet sich in einer Verfassung, in der sie alles vernichten will.«

Nach diesen Worten schaute ich gegen ihren Rücken und verfolgte ihren Weg zum Fenster. Sie stellte sich links neben der Tür auf, stützte sich auf dem Fensterbrett ab und schaute in den dunklen Klosterhof, den eine Mauer umgab.

Ich ging langsamer und suchte mir ein anderes Fenster aus. Dass die Äbtissin unterwegs war, daran gab es für mich keinen Zweifel, nur machte es mich weniger glücklich, dass sie ausgerechnet in dem Augenblick erschien, als Anina sich zu einer Erklärung entschlossen hatte, was ihre Person anging. Die Rätsel waren leider geblieben, und ich musste mich vorerst damit abfinden.

Die Scheibe war beschlagen. Ich wischte sie trocken, hatte wieder freie Sicht, und meine Blicke wanderten über den Klosterhof, in dem sich die Schatten verdichtet hatten und so wirkten, als hätte ein gewaltiger Füller tiefblaue Tinte verspritzt.

Es gab eigentlich keinen Grund, von einer anderen Nacht zu sprechen, diese aber kam mir schon unheimlich vor, denn die Dunkelheit schien mir noch dichter zu sein und war ineinander

verwoben wie ein monströses Schattengebilde.

»Ich sehe sie nicht.«

»Sie ist aber auf dem Weg«, erklärte Anina flüsternd.

Ich atmete tief ein, stellte mich auf die Zehenspitzen, um über die Klostermauer schauen zu können. Da ich ziemlich groß war, gelang es mir auch. Ich sah einen Teil des Himmels und darauf oder darunter ein zuckendes Licht.

Es war grellweiß, zog wie die scharfe Klinge eines großen, angeleuchteten Messers seine Bahnen und schien die Wolken zerschneiden zu wollen.

Ein Licht, das dann in einen grellen Kreis auslief, und da wusste ich, dass Anina Recht behalten hatte. Die mörderische Äbtissin befand sich auf dem Weg.

Ich hörte, wie sich Anina bewegte. Als ich mich umdrehte, da sah ich, wie sie vom Fenster zurücktrat. Ohne mir eine Erklärung zu geben, schritt sie auf die Tür zu.

»Du willst hinaus?«

Sie blieb stehen. Für einen Moment wartete sie. Dann räusperte sie sich. »Ja, ich werde nach draußen gehen.«

»Und sie erwarten?«

»Auch das.«

Mehr sagte sie nicht. Mit einer heftigen Bewegung öffnete sie die Tür. Ein Schwall kalter Luft fuhr in die kleine Halle und streifte auch uns.

Ich sah den Körper der jungen Frau als Schattenriss, und ich sah, wie er sich nach vorn bewegte. Um den Hof zu erreichen, musste Anina die Treppe hinter sich lassen.

Sicherheitshalber hatte ich mir mein Kreuz wieder um den Hals gehängt. Keine Kleidung verbarg es. Frei baumelte es vor meiner Brust und gab mir Sicherheit.

Anina war rechts neben der Treppe stehengeblieben. Wenn ich ihre Haltung beschreiben sollte, dann war sie alles andere als kampfbereit. Sie machte den Eindruck einer Person, die sich in ein bestimmtes Schicksal ergeben hatte. Der Wind fuhr gegen uns, er kämmte ihr Haar zur Seite und ließ es wenig später wieder zusammenfallen.

Anina sprach kein einziges Wort. Schweigend lauerte sie auf die Gefahr. Ihr Blick war auf das Tor gerichtet, denn dort musste die Äbtissin jeden Augenblick erscheinen.

Das Licht über dem Rand der Mauer war greller geworden. Er bewegte sich wie ein glänzender Deckel. Die Reiterin musste ihre Waffe hochgeschwungen haben, die mich zudem an ein Lasso aus Licht erinnerte, mit dem die Beute eingefangen werden sollte.

Ich wollte keine Beute sein.

Dann hörte ich das dumpfe Grollen, da die Hufe des Pferdes hart auf den Boden trommelten. Das Geräusch blieb nicht gleich, es verstärkte

sich, ich stellte mich so hin, dass ich auf das offene Tor schauen konnte. Ich sah die Reiterin, wie sie aus einem schrägen Winkel auftauchte, um direkt auf den Klosterhof zureiten zu können.

Ich sah sie ganz!

Mein Herz schlug schneller, was auch Einbildung sein konnte. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, alles zu vernichten, was sich ihr in den Weg stellte.

Mir kam sie vor, als würde sie in den Steigbügeln stehen. Das Pferd schimmerte ebenfalls, als wäre es durch zahlreiche Lichtreflexe durchsichtig gemacht worden. Es warf seinen Kopf von einer Seite zur anderen. Der höllische Ritt musste es angestrengt haben, doch darauf nahm die Äbtissin keine Rücksicht.

Sie jagte weiter, und um das Maul des Tieres herum schäumte es.

Flocken wirbelten an den Flanken entlang oder blieben daran kleben. Der Wind zerrte an beiden Gestalten, hatte aber nur bei der Äbtissin Erfolg, denn er schleuderte ihre weiße Nonnentracht in die Höhe, so dass ich den schwarzen Körper erkennen konnte. Er war sehr dünn und schmal, und er kam mir vor wie ein verbrannter Riesenwurm.

Der Kopf war seitlich von der Haube umschlossen. Der Wind hatte die beiden Teile so zurückgedrückt, dass sie auf mich wirkten wie zwei Flügel, die dafür sorgten, dass dieser höllische Ritt noch mehr beschleunigt wurde.

Und zwischen diesen Flügeln schimmerte das Gesicht der Nonne.

Sie sprengte auf den Hof.

Ich hörte ihren irren Schrei.

Dann sah ich die Bewegung ihres rechten Arms. Sie schleuderte ihre Waffe herum. Der Lichtkreis verstärkte sich, wurde zu einem grellen Feuer, bevor er sich senkte und trotzdem noch sein Ziel traf, obwohl die Äbtissin daran vorbeigeritten war.

Das Licht rammte in das Mauerwerk hinein. Es war mächtig, es konnte von keinem Stein gehalten werden, denn mit einer nahezu brutalen Wucht schlug es durch.

Ich hörte das Krachen, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Ein Teil der Mauer stürzte zusammen, weil eine gewaltige Lücke dort hineingerissen worden war.

Weißes Feuer sprühte in die Höhe, tanzte dem Himmel entgegen und verlosch wieder.

Brennende und glühende Steine krachten zusammen, aber die Äbtissin kümmerte sich nicht darum. Es war ihre Nacht, hier und jetzt wollte sie ihre brutalen Akzente setzen, und sie trieb das Pferd durch Hackenschläge noch einmal an, damit es den Hof so schnell wie möglich hinter sich ließ.

Ich wusste, dass sie nicht nur die Mauern zerstören konnte, sondern das gesamte Gebäude. Und nichts anderes hatte sie vor, wenn sie dem

Teufel den Weg bahnen wollte.
Sie war mächtig, zu mächtig, und wir mussten uns verdammt vorsehen, wenn wir sie erwischen, wollten. Ich war froh, eine Helferin zu haben, denn ich wusste nicht, ob die Macht meines Kreuzes dieses verdammte Licht stoppen konnte.
Ich wollte Anina etwas zurufen, um mich mit ihr abzusprechen, die Sekunden hatte ich noch, doch als ich den Kopf drehte, um sie anzusprechen, sah ich nichts mehr von ihr.
Anina war verschwunden. Sie hatte ihre andere Gestalt angenommen und sich damit zunächst aus der Affäre gezogen.
Die teuflische Äbtissin aber hatte sie mir überlassen!

***

Und die sah keinen Grund die Richtung ihres stürmischen Ritts zu verändern. Sie hatte ihre Haltung etwas verändert und hockte jetzt geduckt und nach vorn gebeugt auf dem Pferderücken. Noch immer donnerte das Trommeln der Hufe in meinen Ohren, aber ich achtete nur auf diese Lichtwaffe, die wiederum von ihr geschwungen wurde.
Über mir entstand der Bogen.
Ich wollte weg.
Allerdings jagte ich nicht in das Haus hinein, denn wenn Virginia es zerstörte und Mauern zusammenfielen, konnten unter diesen Trümmern auch schlafende Menschen begraben werden.
Nahe des Hauses war der Klosterhof an einigen Stellen gepflastert.
Die Steine lagen dicht nebeneinander, so dass diese Strecken auch Stolperfallen bilden konnten. Ich rannte weg. Unter mir sah ich die Düsternis, aber gleichzeitig malte sich in meiner Nähe das Flackern des weißen Lichts ab, als sich der Kreis senkte.
Dann fiel er.
Ich sprang weit nach vorn, weil ich das Gefühl hatte, ihm entrinnen zu können. Der Sprung war gut, die Kraft hatte mich in die graue Finsternis hineinkatapultiert. Ich kam mit beiden Füßen auf, aber der Boden war einfach zu feucht und zu glatt.
Deshalb rutschte ich aus, ruderte mit den Armen und warf mich im Fallen noch zur Seite, um nicht mit dem Hinterkopf aufzuschlagen. Dennoch durchfuhr mich der Aufprall bis in den letzten Gehirnwinkel. Sofort folgte ich meinem Instinkt und rollte mich herum, wobei ich leider nicht schnell genug war, denn in meiner Nähe huschte etwas Bleiches flackernd über den dunklen Untergrund.
Es war das Lasso aus Licht!
Diese mörderische Waffe, die der Teufel der Äbtissin zugesteckt haben musste.
Auf dem Rücken blieb ich für einen Moment liegen, dann richtete ich mich auf.

Sie ritt nicht mehr weiter.

Ich sah sie vor mir, und sie hockte nicht mehr auf ihrem Pferd. Sie war herabgestiegen und hatte ihre Tracht bis auf die Haube zur Seite geschleudert.

Dieser schwarze Körper sah einfach nur hässlich und widerlich aus. Der Wind trug mir seinen Geruch entgegen. Ich hatte ihn schon in der Kapelle wahrgenommen, nichts anderes als Moder umwehte mich.

Die Haube trug sie noch immer. Die weißen Seiten waren in die Höhe geklappt und erinnerten mich an übergroße Ohren. Das Gesicht, ebenfalls bleich, sah trotzdem dunkler aus als die Haube. Zum erstenmal konnte ich es aus der Nähe sehen, und der Vergleich mit einem schlecht geformten Stück Teig drängte sich auf. Aufgedunsene Haut, vergleichbar mit der einer Wasserleiche. Ich sah die schmale Nase, den Mund mit zwei dicken Lippen, keine Haare, dafür Augen, die so erbarmungslos wirkten, dass ich Furcht bekam.

Das alles hätte in den Hintergrund treten können, wäre da nicht ihre Waffe gewesen, die sie nach wie vor nicht aus der Hand gegeben hatte und in der Rechten hielt.

Den Arm hatte sie gesenkt, als wollte sie bewusst zu Boden zeigen.

Dabei hatte sie ihrer teuflischen Lichtwaffe nur die Chance gegeben, den Kreis dichter und näher um mich ziehen zu können.

Ich saß weiterhin auf dem kalten, feuchten Boden und nahm mir die Zeit, mich umzuschauen.

Das Licht hatte mich eingekreist. Ich war ein Gefangener dieser Magie geworden, und ich sah, wie scharf es sich von dem dunklen Boden abhob. Ein sehr grelles und noch kälteres Licht, das auch als Feuer bezeichnet werden konnte.

Wenn ich genau hinsah, schimmerte es in seinem Innern sogar grünlich. Zudem war es nie ruhig. Es flackerte, es zirkulierte, es spritzte an den Rändern zu den Seiten hin weg, aber es verschwand nicht, denn als die Äbtissin näher auf mich zukam, da sah ich, wie sich der Kreis veränderte und sich zusammenzog.

Zum erstenmal hörte ich ihre Stimme. Sie hätte weiblich sein müssen, was sie nicht war. Denn aus dem Mund drang ein völlig neutrales Organ, mehr ein drohendes Krächzen, das in Worte umgesetzt wurde. Für mich klang diese Stimme neutral.

»Ich werde dich vernichten…«

Das hatten mir schon viele versprochen. Ich dachte daran, dass es bisher keiner geschafft hatte und es mir auch immer gelungen war, dem Höllenfeuer zu entgehen.

Auch diesmal vertraute ich auf mein Kreuz.

Ich hielt es mit beiden Händen fest und beobachtete es genau. Es hätte reagieren müssen, doch nicht mal Wärme spürte ich. War das Kreuz durch die Macht der Äbtissin neutralisiert worden?

Als ich daran dachte, zog sich der Magen zusammen, und auch der Kreis verkleinerte sich.

Die teuflische Äbtissin ging weiter. Sie wollte sehr nahe an mich herankommen, um mir ein Ende zu bereiten. Ihr schwarzer Körper stank noch stärker, als er eine glänzende Flüssigkeit absonderte, die wie Rindensaft an ihm entlanglief.

Es gab hoch eine Möglichkeit, diese Person zu stoppen. Ich musste die Formel sprechen, um die alten Kräfte des Kreuzes zu aktivieren.

Sie hatten mir schon öfter gegen den Teufel persönlich geholfen, und sie würden auch hier nicht versagen.

Ich wollte reden, und sie merkte es.

Bei diesem Kampf ging es um Bruchteile von Sekunden. Alles drängte sich zusammen, und es kam darauf an, wer der schnellere von uns beiden war.

Ich leider nicht.

Trotz allem hatte ich die Äbtissin und vor allen Dingen ihre verfluchte Waffe unterschätzt.

Ich hörte sie noch böse lachen, und dann war meine Stimme weg, bevor ich noch ein Wort hatte sagen können. Etwas war gedankenschnell auf mich zugehuscht und hatte sich um meinen Hals gewickelt. Es war kein Band, keine Schlinge im eigentlichen Sinne, es war schlicht und einfach der verdammte Lichtring, der mich gefangen hielt.

Ich konnte nicht mehr sprechen.

Ich bekam auch keine Luft mehr!

Stattdessen hockte ich wie versteinert auf dem Boden, röchelte nur mehr und hatte meine Hände in die Höhe gebracht, um den Ring an meinem Hals zu entfernen.

Es klappte nicht.

Er saß zu fest, und er war zudem nicht vorhanden, obwohl er mir die Luft abschnürte. Ich konnte ihn nicht greifen, aber die Schlinge um meinen Hals verengte sich zusehends.

Noch ließ mir die grausame Äbtissin eine Chance. Sie wollte mir beim Sterben zusehen, und sie kam immer näher an mich heran.

Ich spürte ihren Triumph. Sie konnte ihn einfach nicht verbergen.

Ihr mumienhafter Körper zitterte, das Gesicht bebte ebenfalls, und in den Augen leuchtete bereits der Triumph über meinen Tod.

Sosehr ich mich anstrengte, es gelang mir nicht, auch nur eine Silbe der Aktivierungsformel auszusprechen. Ich war mit meiner Stimme am Ende.

Allmählich spürte ich, wie die dunklen Schatten mein Gehirn überlagerten. Ich kam mit meiner Umgebung nicht mehr zurecht, denn sie verwandelte sich in ein abstraktes Etwas. Ich sah Schatten, wo keine waren, die Gestalt der Äbtissin schien dabei alle Rahmen zu

sprengen und sich aufzulösen.

Der schwarze Mumienkörper bekam eine helle Hülle, dann riss sie plötzlich den Mund auf, als hätte sie Schwierigkeiten mit der Atmung, wobei ich mir nicht sicher war, ob sie atmete.

Virginia stand auf dem Fleck, aber sie schwankte jetzt. Ein Schrei der Qual drang aus ihrem Mund. Sie torkelte zurück, und der helle Schatten auf ihrem Körper nahm an Dichte zu.

Nein, das war kein Schatten, das war sie, das war – Anina!

Ich wusste es, bevor mir schwarz wurde. Plötzlich explodierte die Welt, und irgendjemand trug mich einfach weg, denn dieses Gefühl überkam mich, als ich fiel.

Es ging vorbei, denn ich schaffte es, mich wieder zusammenzureißen. Die Schatten der Bewusstlosigkeit wurden zurückgedrängt. Ich konnte wieder Luft holen, alles war wie sonst, nur der Schwindel nicht. Trotz dieses Gefühls sah ich, was vor meinen Augen geschah.

Anina rechnete mit der Äbtissin ab!

***

Ihr Astralleib hatte sich in den schwarzen Körper der Virginia hineingedrängt und das andere kurzerhand aus ihm vertrieben. Er hatte die Kontrolle übernommen, und gleichzeitig auch die kontrollierte Vernichtung dieser Unperson.

Ein Tier – das Pferd einmal ausgenommen – befand sich nicht in der Nähe. Das Tier war ruhig, demnach mussten die schrecklichen Laute aus dem Mund der Äbtissin dringen.

Sie waren kaum zu beschreiben, bestanden aus einem Röcheln und Ächzen, aus dem schweren Atmen und dem Würgen, als würden mehrere Personen in einer stecken, die sich allesamt bemerkbar machten.

Sie stand noch immer auf den Beinen, aber sie zuckte, und sie war kleiner geworden, denn ihr Körper schmolz allmählich zusammen.

Wie im Kampf hielt sie das mit Höllenfeuer gefüllte Schwert fest, zudem wies die Spitze auf den Boden und bildete dort keinen Kreis mehr.

Anina kämpfte in und mit ihr.

Ich wollte nicht abseits hocken und raffte mich hoch. Ziemlich schwankend stand ich auf den Beinen, doch das war mir jetzt egal, denn ich hatte noch einen letzten Trumpf.

Das Kreuz hielt ich in der rechten Hand.

Mit unsicheren Bewegungen näherte ich mich meinem Ziel, die Augen einzig und allein auf das Gesicht mit dem offenen Maul gerichtet. Verbrannte Arme schlugen sinnlos durch die Luft, denn den Gegner, den sie suchte, der war nicht zu finden. Er steckte in ihr, und er würde sich auch nicht lösen, bevor die Pflicht nicht erfüllt war.

Ich hatte sie erreicht.
Sie glotzte mich an.
Wahrscheinlich nahm sie mich gar nicht wahr, aber sie sah mein Kreuz dicht vor ihrem Gesicht auftauchen. In den Augen erschien die Panik wie ein Feuerstrahl.
Der Mund stand offen.
Es war ideal.
Und ich steckte ihr das Kreuz ins Maul. Zu aktivieren brauchte ich es nicht, denn diesmal entfaltete es seine Kraft von allein.
Es zerriss den Kopf!
Ich sprang zurück. Da ich die Kette noch festhielt, huschte auch das Kreuz wieder aus dem Maul, und es blieb auch weiterhin in meinem Besitz.
Die Äbtissin hatte sich auf das Feuer verlassen, sie hatte durch das Feuer vernichtet, und sie wurde nun ebenfalls durch die Flammen getötet.
Im Mund tanzten sie zuerst. Hell und auch silbrig. Sie sprangen von einer Seite zur anderen, sie entfalteten ihre gesamte Kraft, und sie zerstörten die Masse.
Ich schaute aus einer sicheren Entfernung zu. Als die Äbtissin in die Knie sackte, weil der verbrannte Körper sie nicht mehr halten konnte, dann flog die Schädeldecke weg, und aus dem Kopf sprühten die Flammen hervor.
Sekundenlang war die Umgebung in dieses fahle, flackernde Licht gehüllt. Dann war es vorbei. Der Teufel hatte eine Dienerin verloren, bevor er sie noch richtig hatte einsetzen können.
Das zu wissen, tat mir gut. Noch besser fühlte ich mich, weil ich wusste, dass die anderen Nonnen gerettet worden waren. Dieser Gedanken brachte mich wieder auf Anina.
Wo steckte sie?
Ich drehte mich um, sie war nicht zu sehen, und ich hatte das Gefühl, dass ich sie auch nicht mehr zu Gesicht bekommen würde. Die letzte Tat war eine Verabschiedung gewesen…

***

Ich hatte die erste Stufe der Treppe erreicht, als ich die Stimme meiner Lebensretterin vernahm. Auf der zweiten Stufe blieb ich wie vom Blitz getroffen stehen.
»Gratuliere, John, du warst gut…« Ich drehte mich um. »Anina…?«
Ein leises Lachen wehte durch meinen Kopf. »Nein, John, du wirst mich nicht sehen können. Ich bin wieder dorthin zurückgekehrt, wo ich herkam. Meine Aufgabe ist beendet, das Kloster ist vom Bösen befreit worden. Endlich.«
»Moment mal«, sagte ich leise. »Ich komme da nicht so recht mit,

denke ich. Welche Aufgabe?«

»Die Zerstörung des Bösen.«

»Okay, das habe ich begriffen. Aber wo hältst du dich jetzt auf?«

»In meiner Welt, ich sagte es dir schon.«

»Darf ich fragen, wo das ist? Im Reich der Toten?«

»Nein, das nicht. Bis auf bald. Vielleicht sehen wir uns mal wieder, John Sinclair, denn Engel schweben oft vorbei…«

Aus, Schluss, Ende.

Ich hörte nichts mehr, ich staunte nur noch, dann aber lächelte ich.

Wenn alle Engel so waren wie Anina, machte es direkt Spaß, in den Himmel zu kommen…

ENDE